

---

# Spuren Gottes in meinem Leben

Ein Rückblick von Karl Ramsayer

---



Zum Abschied von Karl Ramsayer um  
zwei Predigten erweiterte Fassung

Vorwort.....	3
Meine Kindheit und Jugendjahre.....	3
Meine Großmutter und eine Gebetserhörung .....	3
Wie Jesus mich gefunden hat .....	4
Jugend im Dritten Reich.....	6
Erlebnisse als Soldat .....	7
Die Berufung zu einer ungewöhnlichen Aufgabe .....	7
Als evangelischer Küster an der Front .....	9
Erste Gefahr und ein wertvoller Bruder.....	10
Unerwarteter Heimaturlaub .....	11
Die lange Rückreise und erlebte Bewahrung.....	12
Mein Gelübde .....	13
Meine Kopfverletzung .....	15
Mitarbeit im Reich Gottes .....	17
Mein Weg ins Zivilleben.....	17
In der Diakonenausbildung.....	18
Hochzeit und Dienst in Göppingen .....	19
Als Bezirksjugendwart in Leonberg.....	20
Als Landesjugendwart unterwegs.....	21
Unsere Indienarbeit .....	22
Wie alles begann.....	22
Unsere erste Reise nach Indien .....	23
Die Komanapalli-Brüder.....	27
Weitere Indienerlebnisse.....	28
Weitere Spuren Gottes in meinem Leben .....	31
Jungmännerfreizeiten auf der Hallig Hooge .....	31
Freizeiten in Sils Maria/Engadin .....	35
Reisen nach Israel und in den Nahen Osten .....	37
Bella Italia .....	39
Erfahrungen in der Gemeinde Rötenberg .....	42
Die ruhigeren Jahre.....	44
Predigt von Karl Ramsayer zum Thema „Zuflucht“.....	45
Dr. Heiko Krimmer: Wie ein Baum, am Wasser gepflanzt .....	53

## VORWORT

Immer wieder – und auch noch jetzt am Abend meines Lebens, wurde ich angesprochen, doch Erinnerungen aus meinem Leben aufzuschreiben. Nun möchte ich dies einfach wagen, weil das Wort Jesu an seine Jünger in Apostelgeschichte 1,8 „Ihr werdet meine Zeugen sein...“ mir dazu Mut gab. In meinen jungen Jahren haben mir Lebensbilder viel Anregung gegeben, mich ganz für Jesus zu entscheiden und vor allem auch treu in der Bibel zu lesen, die ich als Sechzehnjähriger von meiner Großmutter zu Weihnachten erhielt. In diesem Buch erfuhr ich die unbegreifliche Liebe Gottes zu uns Menschen, Gottes Willen, die Kraft seines Wortes und die Fülle seiner Zusagen. – Der Geist Gottes wolle es schenken, dass mancher, vielleicht auch unter den jungen Lesern, es wagt, sich diesem Herrn anzuvertrauen.



Irmgard und Karl Ramsayer  
im September 2008

## MEINE KINDHEIT UND JUGENDJAHRE

### MEINE GROßMUTTER UND EINE GEBETSERHÖRUNG

Am 12. Februar 1920 wurde ich in Friolzheim, Landkreis Leonberg, geboren. Meine Eltern lebten in schlichten Verhältnissen. Mein Vater hatte im ersten Weltkrieg ein Nierenleiden davongetragen, das ihn sein Leben lang belastete. Deshalb konnte er auch nicht regelmäßig zur Arbeit nach Pforzheim fahren, doch erhielt er von seiner Firma Heimarbeit. Natürlich stand ich dadurch als Bub auch immer unter seiner Aufsicht, was mich oft ärgerte.

Wir wohnten in unserem Haus mit den Großeltern zusammen. So verbrachten meine fünf Jahre jüngere Schwester und ich sehr viel Zeit bei den Großeltern. Dabei ging es ganz schlicht zu. Gegessen wurde immer gemeinsam in der Küche. Da hatte man oft am Abend die große Milchschüssel in der Mitte des Tisches und löffelte gemeinsam daraus. Als ich älter wurde, habe ich auch bei den Großeltern geschlafen. Dies wurde mir recht zum Segen, denn meine

Großmutter war eine fromme Frau. Ich sah sie oft am Abend am Fenster sitzen und in die Dämmerung hinausschauen. „Wo schaut sie bloß hin?“, so dachte ich. – Ja, sie schaute in eine Ferne, von der ihr Enkel noch nichts ahnte. – „Bub,“ sagte sie immer wieder „vergiss das Beten nie!“ Das hat sich tief eingepägt.

Bald kam dann für mich auch die erste Gelegenheit. Mein Vater musste im Wald Holz holen. Es war Winter und die Wege waren glatt. So konnte man im Winter ja die Kühe leider nicht einspannen. Wir hatten nebenher noch eine kleine Landwirtschaft. Also fragte mein Vater den Nachbarn, ob er uns seine Pferde ausleiht. Ich durfte vorne auf dem Wagen stehen und hatte die Zügel in der Hand. Welch ein Hochgefühl! Die Pferde hatten „Feuer“ und außerhalb des Dorfes waren sie schnell im Galopp. Für mich herrlich! – Doch plötzlich rief mein Vater: „Halt, halt!“ Was war geschehen? Es löste sich plötzlich an der vorderen linken Achse das Rad. Wir konnten gerade noch anhalten, ehe sich die Achse vom Rad trennte. Aber noch ein weiteres Problem entstand: Der hintere Teil des Wagens war mit dem vorderen verbunden. Welch ein Schreck! Jetzt hatten wir auch noch den Nagel, der alles zusammenhielt, verloren. So konnten wir ja nicht mehr weiterfahren. Mein Vater sagte: „Bub, such den Nagel!“ Ich lief weit zurück. Schon war ich in der Nähe des Dorfes. Da stand ich still. Ich dachte an das, was Großmutter mir sagte. Also betete ich etwa so: „Herr Jesus, die Großmutter hat's gesagt; also wenn's wahr ist, dass du Gebete erhörst, dann lass mich doch den Nagel finden!“ – Ich ging einige Schritte weiter. Da sah ich im Neuschnee ein Loch zwischen den Geleisen der Wagenräder. Ich griff hinein – und hatte den Nagel in meiner Hand. Mein Vater konnte es kaum glauben, als ich ihm tatsächlich den Nagel in die Hand legte. Damals war ich etwa 10 Jahre alt.

## WIE JESUS MICH GEFUNDEN HAT

Leider hatte ich durch bestimmte Jugendfreundschaften für ein paar Jahre ganz andere Interessen. Doch Großmutter's Gebete ließen mich nicht los, obwohl meine Konfirmation mir nicht viel bedeutet hat und ich mir über meinen Denkspruch aus Jeremia 17 Vers 7 weiter keine Gedanken machte: „Gesegnet ist der Mann, der sich auf den Herrn verlässt und dessen Zuversicht der Herr ist“. Trotzdem holte mich aber bald danach mein Gemeindepfarrer Benjamin Blumhardt als Helfer zum Kindergottesdienst. Bald war ich auch im CVJM und Posaunenchor und schnell luden die älteren Freunde uns Junge zu einer Freizeit ein. So kam ich zum Jahreswechsel 1935/36 nach Zwerenberg im

Schwarzwald. Vormittags war Bibelarbeit, doch dann ging's hinaus in den Winterschnee. Ja, ich war immer froh, wenn der Redner Amen sagte. Aber am vierten Tag wurde alles anders. Ich hatte zuerst den Eindruck, irgendeiner meiner Spezies hatte dem, der die Bibelarbeit hält, aus meinem Leben erzählt. Doch bald merkte ich, dass Jesus selbst durch die Waffenrüstung in Epheser 6 mit mir redete. Etwa so: Auch Du, Karl Ramsayer, brauchst Vergebung deiner Schuld. Gib mir doch dein Herz! Aber ich sagte Nein. Ich wollte mein Leben selbst bestimmen. So fuhr ich wieder nach Hause.

Ein halbes Jahr später hatte unser Pfarrer eine CVJM-Gruppe aus Stuttgart-Heslach eingeladen zu einem Volksmissionsnachmittag, wie es hieß. Nun stand also auf unserer Kanzel der CVJM-Sekretär Karl Schmid. Mit vollmächtiger Stimme sprach er über das Thema: „Der Meister ist da und ruft dich!“ Ich merkte bald, jetzt ist nicht die Maria aus Bethanien gemeint, sondern ich, der Karl Ramsayer. Was mich aber besonders innerlich berührte, waren einige junge Männer, die anschließend im Altarraum unserer Dorfkirche standen und bezeugten, was sie mit Jesus erlebt hatten. An dieser Stelle sah ich ja bisher nur unseren Pfarrer im Talar. Ich saß bei den Posaunenbläsern und dachte: Wenn ich jetzt sagen sollte, was ich mit Jesus erlebt habe, dann müsste ich sagen: Ich bin ihm davongelaufen!

Das ließ mich nicht mehr los. Am Abend schlich ich mich hinüber ins Pfarrhaus. Ich wollte und musste jetzt einfach den Pfarrer sprechen. Er war ein erfahrener Seelsorger und merkte gleich, was den jungen Mann bewegte. Nach dem Gespräch bot er mir an, mit ihm zu beten. Er ging auf die Knie und lud auch mich dazu ein. Nein, das hatte ich bisher noch nie erlebt.

Am kommenden Jahreswechsel führte die Heslacher Gruppe in Stammheim bei Calw eine Freizeit durch. Ich nahm daran teil. Wenn ich jetzt die Umgehungsstraße hinabfahre, schaue ich jedesmal hinunter zu jenem Jugendheim, in dem damals die für mich entscheidende Freizeit stattfand. Vielleicht steht doch noch der alte Apfelbaum, unter dem ich gekniet habe, als ich in jener Nacht bewusst mein Leben an Jesus übergab. Es war kurz vor meinem 17. Lebensjahr. Als ich dann mit meinem alten Fahrrad nach Hause fuhr, nahm ich – ohne Gangschaltung – die Steigungen kaum wahr. Mein Herz war so voller Freude. Schnell musste ich zu meinen Eltern, die schon im Bett lagen, sagen, was mich so erfüllte: „Ich habe den Heiland gefunden!“ (Ich weiß wohl, eigentlich hatte er ja mich gefunden.) Meine Eltern schauten mich und einander an und verstanden wohl nicht, was mit dem Sohn passiert ist. Aber ich darf sagen, sie merkten wohl bald, wie mein Leben sich verändert hat. Ich begann nun

täglich in der Bibel zu lesen, die mir meine Großmutter zu Weihnachten geschenkt hatte.

Der CVJM war nun meine geistliche Heimat und ich war als aktiver Mitarbeiter dabei. Auch in der Fabrik – ich arbeitete als Schuhmacher bei der Salamander AG – merkten die Kollegen meine Veränderung. Wenn es zum Mittagessen in die Kantine ging, wollte ich jetzt in aller Stille danke sagen. Gleich wurde ich natürlich von einigen Kollegen gehänselt. Auch zuhause nannten mich gewisse Nachbarn plötzlich den „Schafhofpriester“ (unser Hof hieß Schafhof). Aber mein Herr Jesus half mir, das alles zu ertragen. Er hatte doch auch für mich Spott und Schande auf sich genommen!

## JUGEND IM DRITTEN REICH

Zuvor in den Jahren 1935/36 kam der Ruf zur Hitlerjugend. Ich wurde Fähnleins-Geldverwalter. Da kam eines Tages mein Stammführer, er war übrigens früher einmal mein Jungscharleiter beim CVJM, und er sagte: „Karl, du solltest aus dem CVJM austreten, sonst kannst du als Führer bei der Hitlerjugend nicht weiterkommen.“ Ich erbat mir Bedenkzeit. Als ich Klarheit hatte, sagte ich ihm: „Ich muss bei der Hitlerjugend austreten!“ Er meinte: „Überleg' dir nochmal, was du da tust.“ Doch ich blieb bei meiner Entscheidung.

In der Gewerbeschule wurde ich dann von meinem Klassenlehrer immer wieder gefragt: „Sind Sie jetzt bei der HJ wieder eingetreten?“ Im ersten Jahr brachte mir dies im Zeugnis Nachteile; aber später hatte der Lehrer wohl meine Standhaftigkeit geschätzt und er gab mir gute Noten. Einmal sogar einen Preis in Form eines wertvollen Buches mit dem Titel „Deutsche Geschichte von der Urzeit der Germanen bis zur Gegenwart“. So hat mir mein Herr immer wieder geholfen und die Brüder im CVJM machten mir Mut zum Bekenntnis.

An einem Samstag machten wir in der Fabrik früh Feierabend, weil Adolf Hitler in Stuttgart erwartet wurde. Ich stand also schon am Vormittag mit vielen Menschen auf dem Bahnsteig im Stuttgarter Hauptbahnhof. Man konnte sich kaum mehr bewegen. Nach Stunden gespannten Wartens fuhr endlich der Sonderzug ein. Alles ging sehr rasch. Der Führer stieg mit Gefolge aus. Ein kleines Mädchen überreichte ihm einen Blumenstrauß. Dann war alles schon vorbei und die Menge der Leute löste sich auf. Aber als er an uns vorüberging, war ich doch innerlich berührt. – Wie wird es aber erst einmal sein, wenn wir Jesus begegnen?

## ERLEBNISSE ALS SOLDAT

### DIE BERUFUNG ZU EINER UNGEWÖHNLICHEN AUFGABE

Weil ich in meinem Betrieb bei Militärstiefeln arbeitete, war ich zunächst unabkömmlich. Aber im Herbst 1940 wurde ich dann doch als Zwanzigjähriger zur Wehrmacht eingezogen. Zuvor hatte ich mich nach dem siegreichen Polenfeldzug zur Luftwaffe gemeldet, wurde jedoch abgelehnt, weil mein Vater seine Unterschrift verweigert hatte. So kam ich also zur Infanterie und sollte mich noch am 1. Oktober in der Kaiser-Wilhelm-Kaserne in Heilbronn melden. Zuvor fuhr ich noch nach Stuttgart, um mich bei meinen Onkels und Tanten zu verabschieden. Vor dem Katharinenhospital wartete ich auf die Straßenbahn. Da plötzlich stieß mich ein Wagen in den Rücken. Ich fiel mitten zwischen die Schienen. Zum Glück konnte ich gerade noch aufstehen, bevor die Straßenbahn kam. Doch schon war auch die Polizei zur Stelle. Der Autofahrer wollte vermutlich seine Wagentür schließen und verlor dabei die Herrschaft über die Steuerung seines Wagens und landete dabei auf der Straßenbahninsel. – Dem Herrn sei Dank! Es ging noch einmal gut ab.

Am nächsten Tag rückte ich ein. Die älteren Brüder vom CVJM gaben mir und einem anderen Kameraden noch den guten Ratschlag auf den Weg: „Wenn ihr euch nicht gleich am Anfang dazu bekennt, dass ihr zu Jesus gehört, wird's immer schwerer!“ Als ich dann in der Kaserne meinen Spind einräumte, erinnerte ich mich und legte sogleich meine Bibel auf den Nachttisch. Kurz darauf fragte mich ein Kamerad aus Stuttgart: „Was hast du denn da für ein Buch?“ Ich wusste, jetzt fällt eine Entscheidung und antwortete offen: „Das ist meine Bibel.“ Der Stuttgarter: „Mensch, da ist einer von Hintertupfingen; der glaubt noch so einen Schmarren!“ An diesem Abend gab es noch eine lange Diskussion. Aber jetzt waren die Fronten klar. Der junge Mann aus Stuttgart ist mir übrigens später noch ein guter Kamerad geworden. Auch konnte ich nicht ahnen, welche Konsequenzen dieser Abend noch bringen sollte.



Nach etwa zehn Wochen Ausbildung, die sehr hart war, erreichte uns der Befehl: Antreten zur Befehlsausgabe! „Kameraden, wir brauchen eine Abstellung für einen Feldtruppenteil, da wird wohl die ganze Kompanie benötigt werden“,

so der Hauptfeldwebel. Sogleich ging es ans Einteilen. Ich kam gleich zur ersten Gruppe „Ordnungsdienst“. So ging es weiter: Fahrer vom Bock, Radfahrer, Kraftfahrer usw. Als ich eben überlegte, was für uns wohl zu ordnen sei, da rief der „Spieß“ am Schluss der Einteilung: „Und jetzt brauche ich noch zwei Feldgeistliche. Wer meldet sich?“ – Große Stille, dann: „Na, wird's bald?“ Viele lachten. Ich dachte: „Da läuft wohl ein Rädle schief.“ – Ich hatte doch keine Ahnung, dass Feldgeistliche bei der Großdeutschen Wehrmacht überhaupt erwünscht waren. Bis jetzt hatte ich nie einen gesehen. Aber, wie erschrak ich, als plötzlich von irgendwoher mein Name fiel. „Na, wo ist der Ramsayer?“ – „Hier, Herr Hauptfeldwebel!“ „Warum melden sie sich nicht?“ „Ich bin kein Theologe – und ich war doch bereits eingeteilt.“ – „Ach, sie sollen doch nur zu einem Feldgeistlichen kommen. Stellen Sie sich da unten an!“ – „Jawohl!“ – Ich schritt ich nun die Front ab und hörte immer wieder flüstern: „Unser Feldgeistlicher!“ Nach der Kriegsstammrolle, war ich nun endgültig eingeteilt als evangelischer Küster der 101. Jägerdivision. Wer meinen Namen rief, weiß ich bis heute nicht, aber es könnte wohl einer von meiner Bude gewesen sein, der sich dachte: „Dazu braucht man sicher eine Bibel und der Ramsayer hat doch eine“. So reimte ich mir alles zusammen.

Nach diesem Appell ging es bald von Heilbronn nach der Tschechoslowakei, wo die 101. Jägerdivision zusammengestellt wurde. Dort in Tschibram war auch bald eine Besichtigung durch den Oberstleutnant. Wir standen, wie bereits eingeteilt hintereinander. Also auch wir beiden Küster. Mein Kamerad Alfons Ernst war als katholischer Küster bestimmt worden. Ich hörte, wie der Oberstleutnant gelegentlich beim Abschreiten der Front den und jenen fragte: „Wofür sind sie eingeteilt?“ Auch ich wurde so gefragt und antwortete: „Als evangelischer Küster, Herr Oberstleutnant!“ „Was sind sie von Beruf?“ „Schuhmacher, Herr Oberstleutnant“. Da sagte er zum Kompaniechef Hauptmann Armbruster (im Zivilberuf ein evangelischer Pfarrer): „Der Mann muss abgelöst werden, der Divisionspfarrer braucht einen Mann vom Fach!“ „Jawohl, Herr Oberstleutnant“ so der Hauptmann. Genauso erging es meinem Kamerad Alfons, der hinter mir stand. Er war von Beruf Schlosser.

Also, wir beiden sollen abgelöst werden. Ich war gespannt, wohin sie uns kommandieren würden. Nach einigen Tagen war wieder Besichtigung, diesmal durch den General, und wir waren immer noch nicht abgelöst. „Alfons, das gibt eine Katastrophe!“, raunte ich ihm zu. Wieder standen wir wie eingeteilt. In Begleitung des Generals war auch wieder der Oberstleutnant. Ich hörte nicht, dass der General an jemand eine Frage stellte, jedoch als er vor mir stand, sagte er: „Wofür sind sie eingeteilt?“ „Als evangelischer Küster, Herr General“.



„Was sind sie von Beruf?“ „Schuhmacher, Herr General!“ Dann schaute er mich durchdringend an. Sein Gesicht hatte einige Narben vom ersten Weltkrieg. Diesen Blick werde ich nie mehr vergessen! Dann gingen die Herrn alle weiter. Mein Alfons wurde schon gar nicht mehr gefragt. Von da an war nie mehr die Rede von einer Ablösung. Kurze Zeit später hatte ich mich bei meinem Divisionspfarrer zu melden. Ein Pfarrer aus Dresden-Freital. Dieser Vorgesetzte wurde mir bald wie ein Vater. Er erzählte mir von seiner Heimat und seinen vier Söhnen (wie die Orgelpfeifen). Fortan war ich mehr als vier Jahre als evangelischer Küster im Einsatz in Russland.

## ALS EVANGELISCHER KÜSTER AN DER FRONT

Was war meine Aufgabe als Küster? Zunächst hatte ich bei den einzelnen Einheiten die Gottesdienste vorzubereiten. Dabei durfte ich meinen Kameraden noch ein Feldgesangbüchle in die Hand drücken mit Psalmworten, wertvollen Gebeten und herrlichen Liedern, etwa von Paul Gerhardt „Warum sollt ich mich denn grämen, hab' ich doch Christum noch, wer will mir den nehmen?“. Für manche Kameraden war dies der letzte Trost vor dem Sterben. Besonders später in den schweren Schlachten am Dnjepr, dem großen Donbogen und im Kaukasus. Besonders auch am Kuban und bei den Rückzugsschlachten. Wir hatten ja überall große Verluste.



Beim Feldgottesdienst

Meine weitere Aufgabe war: Ich hatte den Pfarrer zu begleiten bei seinen Frontbesuchen. Er vertrat die Meinung, dass er den Kameraden nur einen Gottesdienst in irgendeiner Ruhestellung halten kann, wenn er sie dort besucht hatte, wo es für sie am gefährlichsten war. Ich hatte nie den Eindruck, dass sich mein Chef fürchtet. Allerdings mir selbst ist gelegentlich das Herz ein wenig „in die Hosentasche gerutscht“. Aber immer sind wir bewahrt worden – welch ein Begleiten unseres Gottes!

Eine weitere Aufgabe für mich war wohl die Schwerste. Ich sollte, wenn es die Zeit erlaubte, meine verwundeten Kameraden auf den Verbandsplätzen besuchen. Oft traf ich sie auf dem Hauptverbandsplatz und dann wieder im Feldlazarett. Oft konnte ich einem Kameraden noch etwas aus dem Feldgesangbuch



oder aus dem Neuen Testament vorlesen, mit einigen auch beten. So kam ich auch zu einem ganz jungen Schwerverwundeten. Beide Beine waren oberhalb der Knie amputiert. Ich sprach mit ihm; aber als ich ihm aus meiner Bibel etwas lesen wollte, sagte er: „Meine Bibel ist Goethes Faust.“ Und im Blick auf seine

schwere Verwundung meinte er: „Wenn der Krieg gewonnen ist, dann wird auch für uns Krüppel gesorgt sein.“ Allerdings ließen seine Kräfte merklich nach und er bat den Divisionspfarrer bei seinem Besuch: „Haben sie mir ein Neues Testament?“ Er starb bald darauf. Hier hatte ihn Goethes Faust verlassen. Ja, manchem durfte ich schließlich die Augen zudrücken.

## ERSTE GEFAHR UND EIN WERTVOLLER BRUDER

Bei der großen Schlacht an Kuban wurden wir auch gerufen zum Begräbnis von zwölf Kameraden, die in der Nacht brutal umgebracht worden waren. Die Russen kamen durch das Schilf, trugen ihre Kleidung auf dem Kopf und überraschten so die Deutschen. Ich stand in dem großen Massengrab und legte einen Toten neben den andern. Da kam plötzlich Granatfeuer. Gerade sah ich meinen Pfarrer noch oben am Grabesrand stehen, als er die Toten gesegnet hat. Dann suchten wir alle Schutz bei den Toten. Als es ruhiger wurde, fuhren wir mit unserem „Kübelwagen“ schnell weg. Aber weil die Fahrt Staub aufwirbelte, konnten uns die Russen, die auf den hohen Bäumen am Kuban saßen, sehen. Ich schaute durch das hintere schmale Fenster und konnte beobachten, wie die Granaten immer näher kamen. Da fiel mir ein Gedicht ein, das mir ein Kamerad aus Stalingrad einige Tage zuvor geschickt hatte, und ich sprach es laut: „Du bist in Gottes Hand, auch im Soldatenstand, auch in der Schlacht. Kein Haar vom Haupt dir fällt, wenn es IHM nicht gefällt. Hast du's bedacht?“ Diese Sätze haben jeden von uns in dieser gefährlichen Situation sehr getröstet.

Übrigens dieser Kamerad aus Stalingrad hieß Gottfried Klenner. Er zog als Pfarrer von Dresden vor dem Krieg mit einigen Laienbrüdern durch Deutschland und hielt Evangelisationen. Er war nun im Krieg auch Küster einer Division wie ich. Nun trafen wir uns an dem großen Donbogen. Wegen einem Gottesdienst am Standort hatte ich mit seinem Divisionspfarrer zu verhandeln. Dieser Herr aber war zu mir ziemlich barsch. Gottfried Klenner merkte dies, kam hinter

mir her und beruhigte mich und sagte: „Nimm das nicht so tragisch.“ Zum Schluss verabschiedeten wir uns indem er sagte: „Komm, lass uns noch miteinander beten.“ Wir standen gerade vor dem Haus an der Straßenecke und ich wollte schnell nach einem stillen Platz suchen. Doch er meinte: „Lass uns doch gerade hier mit Gott reden, so wie wir es jetzt miteinander tun.“ Das hat mich zutiefst beeindruckt. Das hieß wirklich die Zeit und Gelegenheit auskaufen. Wir konnten uns damals etwa acht Tage lang immer wieder treffen. Für mich war diese Begegnung eine ganz wertvolle Zeit. Bei ihm lernte ich auch die Bibel gründlicher zu lesen. „Frage zuerst“, so sagte er mir, „für was habe ich, von diesem Text her, zu danken. Dann, unter was muss ich mich beugen, und zuletzt, wofür darf ich bitten?“ Dies alles bezogen auf den gelesenen Text. Dies wurde mir eine große Hilfe und Bereicherung in meiner stillen Zeit mit Gott.

Beim letzten Abschied saßen wir an einem schmutzigen Straßengraben. Aus seiner Jacke zog er ein kleines Fläschle Wein dazu ein paar Brotstücke. So feierten wir das heilige Abendmahl. Für mich ganz sicher das Eindrücklichste, das ich je erlebt hatte. Unsere Divisionen wurden dann getrennt. Mein mir zum Bruder gewordener Gottfried musste mit der 6. Armee in Richtung Stalingrad. Meine Division zog durch die Kalmückensteppe in Richtung Kaukasus, weil wir ja eine Jägerdivision waren. Mein Gottfried ist dann auch in Stalingrad angekommen. Die Karte mit dem erwähnten Gedicht war also der einzige und letzte Gruß, den ich von ihm erhalten hatte.

## UNERWARTETER HEIMATURLAUB

Während der Zeit im Kaukasus wurden uns immer wieder Ersatzbataillone mit blutjungen Soldaten (Hitlerjungs) zugeteilt. Bevor sie zum Einsatz aufgeteilt wurden, hielten wir mit ihnen zusammen noch einen Gottesdienst. Meist waren sie dann die ersten, die gefallen sind. Das hat mich sehr belastet. Dann wurde plötzlich mein Divisionspfarrer krank. Schlimmer Durchfall – vermutlich die Ruhr – und er musste ins Feldlazarett. Doch zuvor hatte er wohl mit meinem Kompaniechef gesprochen: „Wenn ich jetzt im Lazarett liege, da könnte doch mein Küster in Urlaub fahren.“ Eigentlich war ich noch gar nicht an der Reihe. Da wurde ich aufs Geschäftszimmer gerufen. „Ramsayer, sie fahren morgen in Urlaub!“ Mich traf fast der Schlag. Man schrieb den 16.12.1942. Ich hatte zwar Anfang Dezember einen Traum, dass ich zu Weihnachten heimkomme während meine Eltern und meine Schwester gerade am Weihnachtsbaum saßen. Doch da schlug in unserer Linie eine Granate ein und ich wurde hellwach, Ja, in der Adventszeit dachten wir viel an Zuhause!

Schade, dachte ich, wenn ich acht Tage früher hätte fahren können, dann hätte es mir, nach den Berichten von zurückgekommenen Urlaubern, vielleicht doch noch aufs Christfest gereicht. Aber es könnte ja noch zum Neujahr reichen. Dies war meine Hoffnung. Zunächst ging es mit Güterzügen durch die weite Kalmückensteppe. Dann gab es richtige Urlauberbzüge. Unterwegs konnte man Verpflegung fassen. Oh, diese vielen Urlauber auf den Bahnhöfen. Die einen fuhren Richtung Front, die andern Richtung Heimat. Ich staunte nicht schlecht, wie schnell alles ging. Schon waren wir am Dnjepr, dann durch die Ukraine, dann in Polen. Wird's doch zu Weihnachten nach Hause reichen?

Tatsächlich, am Heiligen Abend fuhr mein Zug in Stuttgart ein. Dann ging's mit dem Postbus nach Frielzheim. Als ich ausstieg war es dunkle Nacht. Als erstes begegnete mir ein „Christkindle und der Pelzmärte“, wie ich sie aus meiner Kindheit kannte. „Oh, ein Soldat“ rief das Christkindle. Das waren Empfindungen wie im Traum. Dann tatsächlich gegen 20.30 Uhr stand ich vor meinem Elternhaus. Ich hörte von außen, dass da jemand spricht. Dann öffnete sich plötzlich die Haustüre und meine damals 19-jährige Schwester stand in hellem Licht. Ich hatte sie einige Jahre nicht mehr gesehen und konnte kaum glauben, dass sie es wirklich ist. – Das wurde ein Wiedersehen! Niemand wusste ja, dass ich komme. Wie ich es jetzt erfuhr, saßen meine Lieben tatsächlich am Christbaum und hörten zusammen am Radio die Sendung „Front-Heimat“.



Daheim an Weihnachten 1942

Als ich ankam, sprach in der Sendung gerade eine Mutter mit ihrem Sohn an der Front in Afrika. Dann sagte meine Mutter: „Das wäre meine größte Weihnachtsfreude, wenn ich auch so mit dem Bub in Russland sprechen könnte!“ Und nun war ich wirklich daheim, wie geträumt. Man kann sich denken, welche Freude im Haus herrschte! Am nächsten Morgen gingen wir zusammen zum Weihnachtsgottesdienst. Die ganze Gemeinde freute sich mit. Aber wie schnell vergingen doch diese herrlichen Tage! Am 12. Januar hieß es Abschied nehmen und es ging wieder zurück in Richtung Front.

## DIE LANGE RÜCKREISE UND ERLEBTE BEWAHRUNG

Ab Polen verbrachten wir sechs Wochen und drei Tage im Güterzug bei strenger Kälte. Wir kamen bis zum Großen Donbogen. Dort wollte man alle Urlauber

abfangen und in Richtung Stalingrad schicken. Dort hatte sich ja inzwischen die große Katastrophe angebahnt. Doch wir wollten unbedingt zu unserer eigenen Truppe zurück. Die hatte sich aber wohl aus dem Kaukasus zurückgezogen und sei jetzt am Kuban, so konnten wir erfahren.

Doch, wie dorthin kommen? – Da gab es nur noch einen Weg: über die Krim. Also zurück mit einem Güterzug bis zum Dnjepr. Dann mit einem Zug nach Süden zur Krim. Dort aber lagen wir einige Zeit fest, bis wir am Karfreitag auf der Straße von Kertsch übersetzen konnten, mit einer Fähre zum Kuban. Überall schwammen Wasserbomben und wir mussten damit rechnen, dass unsere Fähre an eine stößt. Aber dem Herrn sei Dank, es ging noch einmal gut! Am Ostersonntag wurde ich vor meinen Kameraden freudig empfangen. „Das war ein langer Urlaub!“ Und was war inzwischen alles geschehen! Für mich war es besonders schwer, dass mein schwer erkrankter Divisionspfarrer Schwinger in die Heimat transportiert wurde und nicht mehr zurückkam. Seine Ablösung war schon da.

Und nun war ich mitten in der Schlacht am Kuban. Unvergesslich ist mir noch ein besonderes Erleben. Wir waren bei einer russischen Familie einquartiert. Doch weil das Dorf immer wieder beschossen wurde, bauten wir vor dem Haus einen Bunker in die Erde. Russische Gefangene haben uns dabei geholfen. Weil wir oft auch in den Bunker mussten, bastelte ich mir eine Matte aus Schilf. Als diese fertig war, wollte ich sie eben vom Boden nehmen und in den Bunker bringen. Plötzlich hörte ich in der Ferne den Abschuss einer Granate. Ich rannte ohne Matte zum Eingang des Bunkers, kam eben noch mit dem nackten Oberkörper unter die Erde, als die Granate neben dem Bunker einschlug. Diese hatte wohl einen leichten Aufschlagzünder und rasierte alles ringsum weg. Zwar spürte ich sie auf meinem Rücken, aber sie konnte mir nicht mehr schaden. Wäre ich nur ein Bruchteil einer Sekunde später dran gewesen oder hätte die Matte noch mitgenommen, hätte mich die Granate zerrissen. War das nicht eine wunderbare Bewahrung meines Gottes? Danach begann der große „siegreiche“ Rückzug. Wieder brach der harte russische Winter herein. Wir hatten große Verluste. Wie viel wäre jetzt noch zu berichten! Wir durchzogen fast dieselbe Gegend mit unserer Division wie damals beim Vormarsch.

## MEIN GELÜBDE

Aus meiner Soldatenzeit möchte ich nur noch von zwei Erlebnissen berichten, die für mein weiteres Leben besonders entscheidend waren. Zunächst kamen wir in die Stadt Vinniza in der Ukraine. Hier lagen auf Strohsäcken lauter

Schwerverwundete: Kopfschüsse, Lungenschüsse, Amputierte. Mein Sanitätskamerad, Otto Traub aus Korntal, kam fast nicht mehr zum Schlafen. Da wollte ich ihn unbedingt einmal ablösen. Das wurde eine unvergessliche Nacht! Aus verschiedenen Räumen schrie es immer wieder nach dem Sani. Sie hatten große Schmerzen. Gegen 10.30 Uhr abends rief mich ein junger Kamerad: „Kannst du bei mir nicht einmal nachsehen, mein Verband muss verrutscht sein!“ Ja, es war so, der Brustverband zeigte eine große, klaffende Wunde. Wahrscheinlich hatte ihm eine Granate den Brustkorb aufgerissen. Ich versuchte den Verband wieder zurechtzubringen, da schloss er mich in seine Arme und ließ mich nicht mehr los. Ich spürte, er braucht mich jetzt. Erst als wieder ein anderer Verwundeter nach mir rief, musste ich mich mit Gewalt von ihm lösen. Ich hatte den Eindruck, es steht ganz schlecht um ihn. Bei jedem Atemzug bewegte sich alles in seiner Brust. Deshalb rief ich den Arzt. Seine Anweisung war: „Spritzen sie ihm alle halbe Stunde Koffein.“ Als ich das nächste Mal spritzte, sagte mir mein Kamerad: „Du, ich spüre ich muss sterben.“ Was sollte ich ihm sagen? „Du, ich glaube an Jesus, der hat unser Leben in seiner Hand.“ Ich wollte ihm nichts aufdrängen, aber bezeugen, dass es sich lohnt, an Jesus zu glauben. Ich hatte den Eindruck, er hat verstanden und hielt sich jetzt auch an Jesus. So oft ich ihn wieder spritzen musste, hielt er mich ganz fest. So ging es bis fünf Uhr morgens, dann kam der Sanitäter, mein Otto, mich abzulösen: „Leg dich wenigstens noch eine Stunde schlafen.“ Das tat ich gern. Aber um 6 Uhr war ich wieder wach und ging gleich zu meinem sterbenden Kameraden, mit dem ich in der Nacht so vieles erlebte. Da war der Strohsack leer! „Vor 20 Minuten ist er gestorben.“ „Wo habt ihr ihn hingelegt?“ „Unten im Werkstatt-raum.“ Schnell stieg ich hinab. Da lagen die Toten eingehüllt in einen Papiersack, in Reih und Glied. Ich fand auch meinen Kameraden und öffnete den Papiersack und ich durfte in ein von Frieden erfülltes Angesicht sehen. Danke, mein Vater! Da durchdrang das Licht des Morgens den dunklen Raum und inmitten der Toten habe ich ein Gelübde abgelegt: „Herr Jesus, wenn ich je wieder gesund heimkommen sollte, dann will ich mein Leben dir ganz zur Verfügung stellen!“ – Ich sah mich noch um, oben auf dem Fenstersims lag das Soldbuch des Toten. In der Rubrik Konfession hieß es „gottgläubig“. So nannten sich in der Nazizeit viele Deutsche. Es ist zu vermuten, wenn er je noch konfirmiert wurde, hatte er seither sehr wahrscheinlich keine Kirche mehr von innen gesehen. An seine Eltern schrieb ich, unter welchen Umständen ihr Sohn starb. Als sich meine Division aus dem russischen Kessel noch selber befreien konnte, erhielt ich tatsächlich Post von seiner Mutter. Leider interessierte sie sich nur für die Umgebung, wo ihr Sohn begraben wurde. Arme Mutter! Hatte

sie denn keine Ahnung von den wichtigsten Fragen ihres Sohnes zwischen Leben und Tod?

## MEINE KOPFVERLETZUNG

Ein weiteres Erlebnis. Es war in den Karpaten. Wir sollten auf 1.070 m Höhe eine Gruppe junger Soldaten verstärken. Zunächst fuhren wir mit einer Schmalspurbahn bis zur Endstation. Dann der Aufstieg. Da sah ich einen älteren Offizier, wie er die jungen Soldaten mit der Pistole in der Hand nach vorne trieb. In diesem Augenblick wusste ich: der Krieg ist für uns verloren! Es gab erbitterte Kämpfe. Etwa alle 30 Minuten ertönte von unten das „Hurräh“ der Russen. Und dann knallte es ringsum. Am Abend kniete ich an einem Baum. Ein junger Kamerad kam auf mich zu und fragte mich: „Hast du mir etwas zu essen?“ Ja, in meinem Sturmgepäck hatte ich noch einen Brotlaib. Ich sah noch wie er mit seinem Messer ein Stück herunterschnitt, dann tönte schon wieder das „Hurräh“. Ich rief: „Schnell, die Russen kommen!“ Dann schlug ein Granatwerfer direkt neben mir ein und ich war bewusstlos. Als ich aufwachte, tobte ein harter Kampf um mich. An meinem Hinterkopf lief das Blut. Ein Splitter hatte mir den Schädel aufgerissen. Ein Sanitäter kam und band mir ein Verbandpäckchen um. Ich sollte zurückgehen und tatsächlich konnte ich noch auf meine Füße stehen. Der Sanitäter begleitete mich. Nun ging es 18 Stunden durch Berg und Tal und Urwald. Bald merkte ich aber mit meinem Kompass, dass wir in die falsche Richtung liefen. Inzwischen stießen wir noch auf eine versprengte Gruppe von Soldaten. Im Unterholz blieben wir fast stecken.

Ich sagte, wir müssen auf die Schmalspurbahn kommen. Und tatsächlich wir fanden sie. Doch in der Nacht gegen 23 Uhr fiel vor uns plötzlich ein Schuss und wir mussten feststellen, dass inzwischen die Russen in den Tälern durch-



gebrochen waren und wir von hinten an die russische Front stießen. Um auf eine Anhöhe zu kommen, verließ ich schnell die Geleise. Doch plötzlich blitzte vor mir eine Maschinenpistole auf und die Kugeln gingen unter meinem Arm durch. Außer zeretztem Hemd und Pullover war ich nicht verwundet. Welch ein Wunder! Allerdings fiel ich rücklings die Böschung hinab und verlor dabei mein wichtiges Sturmgepäck mit Mantel etc. Es war ja schon September und auf dieser Höhe empfindlich kalt. Irgendwie traf ich dann meine Kameraden im

Hinterland. Aber von den 16 Soldaten waren nur noch sechs übrig und ich als Verwundeter. Einer sprach mich an: „Du, wir sind verloren!“ Ja, ich wusste wohl, wenn ich jetzt in die Hände der Russen falle, ist das nächste für mich ein Genickschuss. So ging's den Verwundeten allgemein. Aber dann wurde ich gestärkt in der Gewissheit mein Jesus ist da! Ab jetzt übernahm ich die Führung unserer Gruppe. Mir wurde klar, in dieser Nacht dürfen wir nicht mehr weitergehen. Wir übernachteten an einem bewaldeten Abhang. Die Nacht war kalt, ich fror und hatte ja keine Zudecke mehr. Am Morgen packte mich plötzlich eine große Unruhe. Ich konnte trotz meinem Wundfieber aufstehen und musste zuerst meine Kameraden wachrütteln. Da waren wir kaum unterwegs, während wir einen bewaldeten Abhang hinaufstiegen, knackte es hinter uns. Die Russen kamen im Morgengrauen als Schützenkette den Abhang herunter, wo wir in der Nacht lagen. Wie hatte uns Gottes Güte doch so rechtzeitig geweckt! – Nun waren wir stundenlang unterwegs. Mich quälte der Durst durch das Wundfieber. Erst gegen 11 Uhr kamen wir an einen Waldrand. Einer von uns kroch vor, um zu schauen, ob wir sicher sind. Doch er kam zurück mit dem Ruf: „Über den Wiesen ist der Russe!“ Da kroch ich selbst vor und sah aber, dass die Uniformen eine etwas andere Farbe hatten. Ich wusste, dass neben unserer Division eine ungarische lag. „Kommt, wir geben uns zu erkennen!“, so rief ich. Und tatsächlich drüben zeigten sich ungarische Soldaten und riefen uns zu: „Kamerad komm!“ Das war ein Aufatmen! Sogleich verband mir ein Unterarzt meine Kopfwunde. In der Nähe war ein ungarisches Dorf. Der Arzt beschrieb genau den Weg und wir fanden sofort den deutschen Verbandsplatz unserer eigenen Division. Vom Sanitäter wurde ich gleich erkannt – er packte mich am Arm und zog mich nach außen. Halt, halt rief er dem Sani-Wagen und öffnete die Tür. So kam ich ohne weiteren Aufenthalt in ein Feldlazarett, nachts weiter mit dem Güterzug auf Strohlager. Am nächsten Morgen befand ich mich bereits im Armee-Lazarett und wurde sofort am Schädel operiert.

Jetzt lag ich allerdings einige Wochen zwischen Tod und Leben. Aber gerade in diesen schwersten Tagen sandte mir Gott einen „Engel“. Ein etwa 17-jähriges ungarisches Mädchen arbeitete im Lazarett als Krankenschwester. Und obwohl ich ungewaschen und unrasiert auf einem Strohsack lag, versorgte sie mich Tag für Tag in großer Treue. Weil ich alleine nicht mehr essen konnte, stoppelte sie mir immer wieder etwas in den Mund. Und was für eine Wohltat, als sie mir unter meinen wunden, schmerzenden Kopf ein Federkissen legte, das sie von zuhause mitbrachte. Diese besondere Fürsorge durfte ich einige Wochen erleben. – Doch dann war plötzlich dieser Engel verschwunden. Eines Morgens, in der Nacht hatte man die Kameraden links und rechts neben mir



hinausgetragen, weil sie ihr Leben ausgehaucht hatten, da standen an meinem Bett zwei Ärzte. Ich hörte, wie einer zum andern sagte: „Und den bringen wir auch nicht durch.“ Nun wusste ich, wie es um mich stand: 24 Jahre alt und schon sterben. Ich musste mich innerlich durchringen. Aber dann erinnerte ich mich plötzlich an das Wort Jesu: „Niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen“ (Johannes 10). Da bekam ich die Gewissheit: dann kann es der Tod auch nicht! Das machte mich ganz getrost und ich empfand tiefen Frieden und die Freude, ich werde nun bald bei meinem Herrn sein. – Aber Gott hat es anders beschlossen. Inzwischen bin ich 90 Jahre alt geworden. Ja, unsere Zeit steht in Gottes Händen.

## MITARBEIT IM REICH GOTTES

### MEIN WEG INS ZIVILLEBEN

Wieder auf wunderbare Weise kam ich mit einem Lazarettzug in Richtung Heimat. In einem Lazarett in Göttingen bei Hannover wurde ich noch ein halbes Jahr gepflegt bis meine Wunde etwa soweit ausgeheilt war, so dass ich noch kurz vor Kriegsende nach Hause entlassen werden konnte. Doch wie geht es jetzt mit meinem Leben weiter?

Es war mir klar, dort in Viniza Russland hatte ich ein Gelübde abgelegt. Dabei soll es bleiben. „Bezahle dem Höchsten deine Gelübde“, so steht es doch in meiner Bibel in Psalm 15. Doch meine Eltern hatten auch ihre Pläne: „Wenn der Bub wieder heimkommt. Ja, dann...“ – Doch ich musste ihnen sagen, dass ich Gott versprochen hatte, ganz in seinen Dienst zu gehen. So meldete ich mich in der Diakonenschule Karlshöhe bei Ludwigsburg an. Noch vor dieser Entscheidung erhielt ich Post vom Evangelischen Jungmännerwerk Stuttgart. Ich wurde angefragt, eine mehrwöchige Schulung mitzumachen, um die während der Hitlerzeit teils zerschlagene oder verbotene Jugendarbeit im Land wieder mit aufzubauen. Ich sagte zu. Anschließend begann mein Einsatz für einige Monate in meinem Heimatbezirk Leonberg. So kam ich auch in die Johannes Kepler-Stadt Weil der Stadt. Der Ortspfarrer, bei dem ich mein Anliegen vortrug, machte mir wenig Hoffnung, zumal die Stadt bis zum Kriegsbeginn eine katholisch geprägte Gemeinde war. „Aber besuchen Sie doch auf alle Fälle meinen Kirchengemeinderat Haug in seinem Geschäft an der Marktplatz-ecke.“ Doch als ich diesem älteren Herrn gegenüber stand, dachte ich, wie kann ich wohl von diesem älteren Mann für eine Jugendarbeit Ratschläge be-

kommen? Und er wunderte sich selbst, dass dieser Vorschlag von seinem Pfarrer kam. Doch bevor wir auseinander gingen, meinte er: „Ich könnte ja auf jeden Fall noch meine Tochter rufen, sie hilft ja mit in der Kinderkirche und Mädchenarbeit.“ Da stand nun also die Tochter vor mir und entschuldigte sich, weil sie eben vom Schuhputzen kam. Während unseres Gesprächs, eigenartig, empfand ich zum ersten Mal Liebe auf dem ersten Blick! Vier Jahre später wurde Irmgard tatsächlich meine Frau. Dem Herrn sei Dank für seine wunderbare Führung! Übrigens zu meiner Freude entstand an diesem Ort noch eine gute Jungenschaftsarbeit.

## IN DER DIAKONENAUSBILDUNG

Obwohl es wegen meiner Kopfverletzung und meines Alters zur Aufnahme noch Bedenken gab, war mein Eintritt im Frühjahr 1946 entschieden. Ich war nun beim ersten Kurs nach dem Krieg. Die meisten der Brüder waren Kriegsteilnehmer. Vor uns lagen vier Studienjahre. Und sie wurden auch für mich eine ganz wertvolle Zeit. Und doch prägten die vier Kriegsjahre meinen weiteren Berufsweg in besonderer Weise. Nun war der Dienst an der Jugend mein Ziel.



*Spidechais*

Nach dem ersten Semester führte mich mein Weg für ein Jahr Praktikum nach Ravensburg im Oberland, damals noch französische Zone. Mein Arbeitsgebiet erstreckte sich von Waldsee bis Friedrichshafen, von Wilhelmshausen bis Isny. Hier konnten wir nach dem Krieg das erste große Zeltlager in einem Waldgebiet bei Isny aufbauen. Die Jugend füllte die Zelte. Mit der neu ins Leben gerufenen Jugendgruppe konnten wir für die Gemeinde Waldsee am Heiligen Abend unser erstes Krippenspiel aufführen. Das löste viel Freude aus. Allerdings gab es für mich anschließend noch ein echtes Problem. Am nächsten Morgen im Weihnachtsgottesdienst sollte mit der Ravensburger Jugend ebenfalls das Krippenspiel, das ich über Wochen mit ihnen eingeübt hatte, zur Aufführung kommen. Aber in dieser Nacht gab es keinerlei Fahrmöglichkeit mehr. Ich besaß auch kein Fahrrad mehr, denn vor wenigen Tagen war es mir gestohlen worden, als ich es vor einem Amtsgebäude in Ravensburg abgestellt

hatte. Was nun? Im Russlandkrieg war ich ja gewohnt, große Strecken zu laufen, also nahm ich die 24 km nach Ravensburg unter meine Füße und so konnte am Christfest das Krippenspiel stattfinden. Bald darauf sorgte der französische Jugendoffizier dafür, dass ich mein altes Sachs-Motorrädle aus der Vorkriegszeit in Ravensburg zulassen konnte.

Nach einem Jahr war mein Praktikum im Oberland beendet und ich musste zurück zum nächsten Semester auf die Karlshöhe. Für mich waren die Studienjahre eine enorm reiche Zeit. Keinen Tag wollte ich missen.



## HOCHZEIT UND DIENST IN GÖPPINGEN



Mit der Jugend in Bayern

Der Ruf in die Stadtjugendarbeit nach Göppingen stellte mich in neue Aufgaben: Der wöchentliche Religionsunterricht an der Schule, Besuch der verschiedenen Jugendgruppen und viele Sommer- und Winterfreizeiten. Auch die Kontakte zu den Gefangenen im Untersuchungsgefängnis waren mir sehr wichtig.

Als man das Jahr 1950 schrieb, kam für mich der schönste Abschnitt meines Lebens. Die Studien- und Praktikantenzeit war abgeschlossen. Ich war inzwischen 30 Jahre alt und konnte nun endlich meine fünf Jahre jüngere Braut Irmgard aus Weil der Stadt heiraten. Dort feierten wir auch unsere Hochzeit, mit dem Denkspruch meiner Braut: „Die Furcht des Herrn ist Quelle des Lebens“ (Sprüche 14,27). An dieser Quelle erquicken wir uns täglich

nun schon fast 60 Jahre gemeinsam oder einsam in Freud und Schmerz, in

Zeiten der Trennung oder Krankheitsnot. Ja, es stimmt, bei dir, Jesus, ist die Quelle des Lebens!

Unsere Hochzeit fiel ja in meine Göppinger Dienstjahre. Nun war das Alleinsein vorbei! Die eigene Frau an meiner Seite, welch eine Gottesgabe. Auch in meinen vielerlei Aufgaben konnte sie mir eine rechte Hilfe sein. Doch bereits nach einem halben Jahr Gemeinsamkeit ist meine liebe Schwiegermutter ganz schwer erkrankt. Es war mir sofort klar, dass unser Vater das Geschäft nicht allein bewältigen konnte, zumal der einzige, hoffnungsvolle Sohn noch kurz vor Kriegsende gefallen war. Die Eltern brauchten ihre Tochter. So wollte ich auf meine Frau verzichten. Daraus wurde ein halbes Jahr. Ich habe gelernt, dass auch diese Führung eine Fußspur Gottes in meinem Leben war.



## ALS BEZIRKSJUGENDWART IN LEONBERG

Nach 4 Jahren Stadtjugendarbeit in Göppingen, erhielt ich Post vom Dekan meines Heimatbezirks Leonberg mit der Nachricht, dass sie dringend einen Bezirksjugendwart suchen. Sie würden sich freuen, wenn ich dies Amt übernehmen würde. Es war mir ein besonderes Geschenk, dass ich in den Gemeinden viele ältere und auch junge Mitarbeiter von einst bereits kannte. Dadurch wurde es eine gute und gesegnete Zusammenarbeit.



Durch die nach dem Krieg bestehende Wohnungsnot wohnten wir wie bereits in Göppingen auch jetzt in Leonberg-Eltingen in sehr bescheidenen Verhältnissen. In unserer Nachbarschaft wohnte eine weitläufig verwandte Frau, die plötzlich schwer erkrankte und es war meiner Frau selbstverständlich, sie zu pflegen. Leider konnte erst viel zu spät die Krankheit als Typhus festgestellt werden. In der Zwischenzeit wurde auch meine Frau schwer krank und nach einigen Wo-

chen musste der Arzt Para-Typhus feststellen. Die Folge war: sofort ins Krankenhaus auf Isolierstation. Jetzt war nur noch unter Tür und Angel ein kurzes Gespräch möglich. Nach ein paar Wochen musste ich mich verabschieden zur Jungmännerfreizeit auf Hallig Hooge/Nordsee. Es war mir ein besonderes Geschenk Gottes, dass ich zuvor meine Frau noch zu den Eltern nach Weil der Stadt fahren konnte. Aber alle Schwierigkeiten haben uns umso mehr miteinander und mit Jesus verbunden. Wie wichtig ist es für eine Ehe, dass Jesus der Mittelpunkt ist und bleibt, dies war so wichtig für all die weiteren Jahre. Leider wurden uns in all den Jahren keine eigenen Kinder geschenkt. Aber Gott hat uns durch eine Missionsarbeit in Indien noch viele Kinder anvertraut. Darüber später mehr.

## ALS LANDESJUGENDWART UNTERWEGS

Nach zweieinhalb Jahren Bezirksarbeit hat mich Gott in ein weites Arbeitsfeld gesandt. Ich durfte als Landesjugendwart des Evangelischen Jungmännerwerks Stuttgart meinen Vorgänger und Seelsorger Wilhelm Schäfer ablösen. Meine neue Aufgabe hieß nun vorwiegend Evangelisation, Bibelwochen, Freizeitarbeit. Dazu kamen Gruppenbesuche im Land, Mitarbeiterzurüstung und Seelsorge, wie Gott sie schenkte. Das Winterhalbjahr war ausgefüllt mit Evangelisations- und Bibelwochen. Und die restlichen Monate vorwiegend mit Freizeiten vom Meer bis zum Alpenschnee. Unter anderem kam ich über 20 Jahre mit jungen Männern an die Nordsee. Und fast 30 Jahre mit Familienfreizeiten nach Unterjoch/Allgäu und Sils Maria/Engadin.



Sehr froh war ich, dass viele Jahre auch meine Frau als Mitarbeiterin mich begleiten konnte. Wie wichtig war besonders für die Hallig-Freizeiten das Küchenteam. In der Regel waren in den Sommermonaten zweimal je 14 Tage lang ca. 60 junge hungrige Männer zu versorgen. Wie viele fröhliche, aber auch bewegende Erlebnisse gäbe es da zu berichten! Doch davon später mehr...

Der Ferienplatz während der Osterferien war jahrelang in Erkenbrechtsweiler auf der Schwäbischen Alb. Das waren immer erlebnisreiche Tage und auch für die frohe Osterbotschaft war die junge Mannschaft sehr offen. Das hatte zur Folge manche seelsorgerlichen Gespräche. Später wurde für viele Freizeiten Walddorf bei Tübingen der Mittelpunkt. Zusammen mit den Brüdern Karl Wezel und Ernst Förster erlebte ich dort und an andern Orten unvergleichlich schöne Dienstjahre. Welch ein Gottesgeschenk, dass auch der Nachfolger von Karl



Wezel, Dr. Heiner Stadelmaier, das Werk in großem Segen für unser Land, weiterführt!

Dass wir auf den vielen Freizeiten vor schweren Unfällen so gnädig bewahrt blieben, ist mir bis heute immer neu ein Anlass zu großer Dankbarkeit. Allerdings, auf meiner letzten Familienfreizeit Hallig Hooge mussten wir, durch ein Herzversagen unseres treuen Mitarbeiters und lieben Bruders Artur Funke, für immer Abschied nehmen. Es war an einem Sonntagmorgen auf dem Weg zum Gottesdienst, da fiel er auf der Warft im Friedhof unter dem Glockenturm plötzlich um und starb bevor der Rettungshubschrauber landete, während ich daneben in der Kirche den Gottesdienst zu halten hatte. Das war für uns alle eine tiefe Erschütterung und gab den letzten Freizeittagen einen besonderen Tiefgang.

## UNSERE INDIENARBEIT

### WIE ALLES BEGANN

In die Zeit meines Reisedienstes fiel ein besonderes Ereignis, das weithin unser Leben und Zukunft entscheidend mitgeprägt hat. Wir wohnten ja nahezu 15 Jahre in Sindelfingen in einem Haus, das vom Jungmännerwerk für Flüchtlingsfamilien gebaut worden war. Hier hatten wir die Verantwortung und Betreuung von neun Familien übernommen. Es waren Leute verschiedener sozialer Herkunft. Zwei kinderreiche Familien mit je sieben, bzw. neun Kindern, dazwischen ein altes Ehepaar aus Siebenbürgen, die übrigen Männer aus unterschiedlichsten Berufen. Es war uns ein besonderes Anliegen, dass der Friede im Haus erhalten blieb und Gott schenkte es! In diesen Jahren schlossen wir uns sehr bald dem dortigen CVJM-Familienkreis an. Hier lernten wir bei einer Weihnachtsfeier 1963 einen jungen Inder namens Jawaharlal Komanapalli kennen. Im Gespräch ergab es sich, dass er unsere Einladung zum Christfest gerne annahm. Noch war er unser Gast, konnte aber bald in einem freien Gästezimmer im Oberstock unseres Hauses einziehen. Vor seinem Ingenieurstudium fand er Arbeit bei den Firmen Daimler-Benz und IBM in Sindelfingen, später auch während seiner Semesterferien. Er war für uns wie ein eigener Sohn und wir wurden für ihn Papa und Mama. Nach geraumer Zeit schrieb sein Vater aus Indien: Die Not der Kinder ist so groß! Könnte man ihnen vielleicht von Deutschland aus helfen? Wir spürten, da kommt einiges auf uns zu. So besprachen wir dieses Anliegen mit den Geschwistern vom Sindelfinger CVJM.

Nach fast einem Jahr, wir hatten viel darüber gebetet, bekamen wir plötzlich die Freiheit, nach Indien eine Zusage zu geben. Mit fünf Buben hat Vater Kripanandam Komanapalli die Arbeit in seiner Heimatstadt Narsapur mit unserer Hilfe begonnen. Da ich durch meinen Evangelisationsdienst in viele Gemeinden des Landes kam, fanden wir sehr schnell die nötigen Pateneltern. Und bald konnten wir weitere 50 Buben aufnehmen und mit monatlich 25 DM mit Nahrung und Kleidung versorgen. Jetzt gehörte Indien zu unseren täglichen Gesprächen.

Eines Tages sagte ich zu meiner Frau: Man hört aus diesem Land so viel von Korruption. Es wird Zeit, dass wir selber nach Indien reisen und nach dem Rechten sehen. Für dieses Vorhaben stellte mich das Jugendwerk Stuttgart gerne frei.



Mit Jawa und Jeevan im Jahr 1969

## UNSERE ERSTE REISE NACH INDIEN

Ende 1972 begann, zusammen mit Jawa, die uns unvergessliche Reise in seine Heimat, für ihn zum ersten Mal wieder nach zehn Jahren Fremde. Als wir frühmorgens in Bombay zwischenlandeten, schlugen wir im Flughafen zuerst unser Losungsbüchlein auf. Wie waren wir überrascht von der Losung des Tages, das erste Wort auf indischem Boden: „Brich dem Hungrigen dein Brot und die im Elend sind führe ins Haus.“ (Jesaja 58,7) Dazu der Lehrtext: „Es wird ein unbarmherziges Gericht über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit getan hat.“ (Jakobus 2,13) Diese klare Botschaft begleitet uns bis heute in unserer gesamten Missionsarbeit.

Bald merkten wir sind in einer anderen Welt! Wie große Menschenmassen, welcher Lärm und Verkehr bei Tag und Nacht, welche Armut auch in den Städten – und daneben dieser Prunk der Reichen! Ja, es war für uns ein echter

Kulturschock, besonders die ersten Übernachtungen auf Bahnhöfen und in Hotels mit hautnaher Begegnung mit sehr fragwürdigen, aber auch so liebenswürdigen Menschen mitten in ihrem Elend. Umso wohlthuender und befreiender war danach die erste Begegnung mit der der lieben Familie Komanapalli in Narsapur und das Kennenlernen unserer fröhlichen, neugierigen Schar der Heimkinder. Jetzt waren wir daheim bei Glaubensgeschwistern!

Nach einem erlebnisreichen Aufenthalt mit vielen interessanten Begegnungen innerhalb der Familie und auch der Kirchengemeinde begleitete uns Jawa auch zur vorgeplanten Reise in den Süden Indiens. Man hatte in der Heimat im Mutterhaus der Aidlinger Schwestern erfahren, dass wir nach Indien reisen, und so wurden wir gebeten, für eine ihrer Schwestern, die im Süden ein Kinderheim leitet, eine Dose Weihnachtsgebäck mitzunehmen. Wir hatten ja keine Ahnung wie groß die Entfernungen auf diesem indischen Kontinent sind. Auf den Bahnhöfen war jedes Mal ein großes Gedränge. Als wir glücklich in den Wagen kamen, sah ich, dass ein paar Schritte entfernt mein Geldbeutel auf dem Boden lag. Ich hatte nicht bemerkt, wie mir jemand diesen beim Einsteigen aus meiner hinteren Hosentasche entwendet hat. Der Dieb war verschwunden und mein Geldbeutel war ihm aus der Hand gerutscht. Das war mein Glück! Von da ab trugen wir unsere Wertsachen grundsätzlich auf der Brust.

An Heiligabend kamen wir in Madras an. Da fand eben ein großes Sportfest statt, so dass wir kein Nachtquartier finden konnten. Da hörte ich plötzlich im großen Gewühl der Flughafenhalle den Namen Ramsayer rufen. Als ich mich umschaute, stand ein junger Inder vor uns, der uns in Sindelfingen mit Jawa zusammen einige Mal besucht hatte. Welche Freude, auch für Jawa! Er sagte: „Ihr könnt natürlich hier bei uns übernachten, mein Elternhaus ist hier in dieser Stadt.“ Und damit erlebten wir eine wunderbare Gastfreundschaft bei einer wohlhabenden Hindu-Familie. Etwas sehr Nettes begab sich am nächsten Morgen. Wir hörten eine Kuhglocke und da stand der Milchmann auf der Straße zusammen mit seiner Kuh und molk an ihr so viel Milch, wie man brauchte. Dann ging es weiter zum nächsten Haus.

Unser nächstes Ziel war die Weiterfahrt nach Bangalore. Wieder war im überfüllten Zug nur noch ein Stehplatz möglich. Doch ganz überraschend lud uns eine Hindufamilie ein, in ihrem gemieteten Abteil Platz zu nehmen. Meine Frau durfte sogar aufs Gepäcknetz steigen, um ein wenig auszuruhen. Aber als sie nach wenigen Minuten ihre Augen öffnete, entdeckte sie direkt über sich eine handgroße Spinne. Da war nur noch Flucht und aus mit der Ruhe.



Am 1. Januar morgen wünschten wir uns gegenseitig ein gutes, gesegnetes Neues Jahr: „God bless you!“ Nach den langen Stunden Fahrt bei offenen Fenstern, haben sich unsere Gesichter und Kleider bedenklich dunkel verfärbt. Am Abend ging es von Bangalore weiter mit einer unvergleichlichen Busfahrt nach Mangalore. Doch nachts um zwei Uhr stieg der Busfahrer plötzlich aus und nahm an einem Hindufest teil. Wir mussten solange warten. Nach längerer Zeit kam er ohne Erklärung zurück! In Mangalore konnten wir dann noch einen Bruder von der Basler Mission besuchen. Er leitete dort eine Berufsausbildung für junge Männer. Dies war eine frohe, Mut machende Begegnung und seine Arbeit hat uns sehr beeindruckt.

Vor uns war noch eine lange Reise. Mit dem Zug fuhren wir weiter, entlang dem Bundesstaat Kerala – eine herrliche Gegend mit ihren großen Palmenwäldern. Aber als es dann aufwärts zu den Bergen des Südens ging, da hatte die Lok mächtig zu schnaufen, doch wir kamen gut zu unserem Reiseziel. Ein Taxifahrer wusste gleich, wo das gewünschte Kinderheim lag, in dem unsere Aidlinger Schwester zu treffen war. Nun kamen endlich auch die lang gehüteten Weihnachtsgutsle an ihren Bestimmungsort. Schwester Ursula Lehwald arbeitete damals bei dem großen Missionswerk Christliche Mission Indien e.V., das ein Karlsruher Diakon, Horst Kowsky, seit vielen Jahren leitete. Diese Begegnung, auch mit aller Fürsorge nach der langen Reise, wurde für uns ein besonders frohmachendes Erlebnis.

Ein Höhepunkt am Abend wurde für uns die Fahrt zum Kap Komorin, der südlichsten Spitze Indiens. Hier ist eine heilige Stätte für die Hindus, denn hier trifft der Golf von Bengalen mit dem Indischen Ozean zusammen. Viele reisen an diesen Ort, um bei Sonnenuntergang in das Wasser zu steigen, um ihre Sünden abzuwaschen. Wer wird ihnen die Frohe Botschaft bringen von dem reinigenden Blut Jesu Christi?

Auf einer der Reisen zu Schwester Ursula Lewald lernten wir auch unsere Indira kennen. Sie konnte ein Jahr später als 18-Jährige nach Deutschland ausreisen; und wir wurden ihre deutschen Eltern. Nach einem Jahr in der Jugenddorf Förderschule bei Altensteig und zwei Jahren Berufsfachschule im Diakonissenmutterhaus Aidlingen, mit dem Abschluss Mittlere Reife, durfte sie noch drei Jah-



Irmgard und Indira 1988

re die Krankenpflegeschule im Kreiskrankenhaus Kirchheim/Teck besuchen, wo sie bis heute arbeitet. Inzwischen hat sie sich verheiratet und wurde Mutter von zwei Kindern.

Bei allen neuen Erlebnissen erinnerten wir uns ständig daran, dass wir ja wieder rechtzeitig in Narsapur zu Jawas Hochzeit eintreffen müssen. An dieser Stelle rückblickend eine Erklärung: Einige Zeit vor unserer Indienreise erhielt Jawa einen Brief seines Vaters: „Bedenke, mein Sohn, deine Zukunft. Auch deine jüngeren Brüder möchten gelegentlich heiraten. Nach indischer Sitte solltest du damit den Anfang machen. Für dich selbst habe ich schon ein gläubiges Mädchen gefunden; sie ist gerade fertig mit ihrem Medizinstudium.“ Jawa dachte zunächst anders. Er wollte als junger Ingenieur noch Berufserfahrungen machen und als Grundlage für seine Ehe einen sicheren Arbeitsplatz finden. So wurde nach unserer Ankunft in Jawas Elternhaus auch das Thema Heirat ein ganz wichtiges Thema. Für das Kennenlernen der Braut war jetzt höchste Zeit, auch wir beide wurden dazu eingeladen. In einem weit entfernten Krankenhaus, wo die junge Ärztin bereits arbeitete, wurden wir erwartet.

Nach Minuten der Spannung öffnete sich die Tür. Der Vater trat ein und übernahm die Begrüßung, während er uns seine Tochter Vijaya vorstellte. Das werdende Brautpaar wurde nun ca. eine Stunde allein gelassen. Nach einem freundlichen Abschied, ohne Entscheidung, fuhren wir zurück nach Narsapur. Unterwegs, nach wichtigen Gesprächen,



Mit Jawa und Lotus nach der Hochzeit 1973

konnte auch Jawa sich für die Brautwahl seines Vaters entschließen. Doch ein Wiedersehen mit der Braut gab es erst bei der Hochzeit. – Nach unserer rechtzeitigen Rückkehr aus dem Süden durften wir dann tatsächlich eine schöne, eindrucksvolle indische Hochzeit mit etwa 500 Gästen, Christen und Hindus, Reiche und Arme, die auch mitgespeist wurden, erleben. Durch verschiedene Umstände konnte Jawas Frau leider erst ein Jahr später nach Deutschland kommen.

Dies war ein kleiner Ausschnitt aus unserer ersten Indienreise. Später führte mich mein Weg noch weitere elf Mal in diesen Kontinent.

## DIE KOMANAPALLI-BRÜDER



Nethanja-Kinderheim in Narsapur

Im Lauf der Jahre wurde es den fünf Brüdern von Jawa, Paul, Jeevan, Pratap, Josef und Singh ebenfalls möglich, nach Deutschland zu kommen, hier zu studieren oder Berufserfahrung zu sammeln. Auch sie waren ganz schnell bei uns beheimatet und gehörten ganz selbstverständlich zu unserer Familie. Unser gemeinsamer Glaube und auch die treuen Gebete der Eltern in Indien

machten dies möglich. In den Semesterferien begleitete mich der eine oder andere öfters zu meinen Diensten in den zahlreichen Gemeinden und manchmal auch auf Freizeiten. Dabei entstanden manche Freundschaften und vielerlei Begegnungen auch in Familien und Pfarrhäusern. Die zu erlernende neue Sprache, Sitten und Gebräuche wurden dadurch eine wichtige Hilfe für ihre Zukunft. Mir war es ganz wichtig, dass sie nicht, wie die meisten ihrer ausländischen Mitstudenten, ihre Zukunft in Amerika sahen, sondern in ihrem Heimatland Indien.

Und tatsächlich, Gott in seiner Güte, hat es bewirkt, dass sie seit vielen Jahren, zusammen mit ihren Frauen und treuen einheimischen Mitarbeitern, auf verschiedenen Stationen im indischen Bundesstaat Andhra Pradesh wichtige Aufgaben erfüllen und zugleich die Frohe Botschaft von Jesus Christus weitersagen können. So zum Beispiel bei den vielen armen Kindern in Heimen, Schulen und Berufsausbildungsstätten. Ebenso im unserem Missionskrankenhaus mit Entbindungsstation, auch in Lepra- und TBC-Kliniken. In vielen Dörfern geschehen ambulante Dienste mit Gesundheitsvorsorge auch im Blick auf HIV-AIDS-Patienten. Nicht zuletzt segnet Gott in reichem Maß den Dienst unsrer Partnerkirche „Nethanja Church“ mit mehr als 800 Pastoren, Evangelisten und Bibelfrauen mit derzeit über hunderttausend getauften Gemeindegliedern. So geschieht Hilfe an Leib und Seele. „Nethanja“ zu Deutsch „Gott hat gegeben“. Ihm sei Ehre und Anbetung!

## WEITERE INDIENERLEBNISSE

Im Laufe der Jahre wurden die Besuchs- und Erlebnisreisen nach Indien für unsere Freunde in Deutschland immer beliebter. Zunächst war es mir noch vergönnt mit meinem Freund und Bruder Ernst Förster aus Walddorf drei solcher Studienreisen durchzuführen. Unsere Stationen waren dabei Delhi, Agra, Varanasi, Kalkutta, Varineshwa und der Süden bis Kap Komorin. Neben den vielen unvergleichlich interessanten Erlebnissen, konnten wir immer wieder Gottes gnädige Führung und seine wunderbare Bewahrungen erleben. Nicht vergessen kann ich die Erkrankung einiger Teilnehmer, die kurz vor der Heimreise mit hohem Fieber das Bett hüten mussten und am nächsten Morgen sollten wir von Bombay in Richtung Heimat abfliegen. Die ganze Gruppe betete zum Herrn, der doch alles in Händen hält. „Herr, du weißt doch unsere Not! Herr, hilf!“ So legten wir uns am Abend nieder. Als ich am nächsten Morgen an die Türen klopfte und nach dem Fieber fragte, kam aus allen Zimmern die Nachricht: 37°C! „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich!“ Alle konnten die Heimreise antreten.

Bei einer anderen Reise, kam ich wieder mal kurz nach Narsapur, bevor ich im Süden mit Schwester Ursula eine Besucherreise vorbereiten sollte. Da sagte mir am Vorabend Vater Komanapalli: „Bruder, geh mit mir morgen in den Siler!“ „Aber ich muss doch morgen in den Süden!“ Aber wieder bat er mich: „Bruder, begleite mich doch in den Siler-Dschungel.“ Meinen Plan umzustellen war für mich aber zu schwierig. Doch in dieser Nacht fand ich keine Ruhe, im Gebet wurde mir klar, dass ich mit in den Siler muss. So bin ich mit ihm das erste Mal in den Siler, mit einem Ochsenwagen. Ich habe diese Dörfer und die Arbeit kennengelernt. Und es war mir klar: Wir können an der Arbeit nicht vorbeigehen. Da sind Menschen, die von Jesus noch gar nichts wissen und hier ist die Möglichkeit, ihnen das zu verkündigen! Und Vater Komanapalli hatte auch Leute, die mit ihm helfen, das zu machen. Und wie ich dann nach Deutschland wieder kam in unser Komitee und das erzählt habe, da war uns allen klar, wir können an dieser Silerarbeit nicht vorbeigehen. So begann ein weiterer Zweig unserer Missionsarbeit. Inzwischen ist dieses große Gebiet eine unserer wichtigsten Aufgaben.

Ein schönes Erlebnis war mir noch geschenkt mit einem Kind in unserem Emmanuel-Krankenhaus in Kondalaagraharam. Dort trägt unser Jeevan mit seiner Frau Dr. Nalini die Verantwortung. Seit 1985 konnte dort schon so vielen kranken und armen Menschen geholfen werden, auch aus dem Dschungelgebiet.

Eines Tages wurde ein kleines Mädchen mit schlimmen Verbrennungen eingeliefert. Für ihre Rettung hatten die Ärzte wenig Hoffnung. Ich stand oft an ihrem Bett und betete: „Herr, du bist doch der beste Arzt, hilf doch du!“ Einige Zeit später kam ich wieder zum Krankenhaus. Da stand die liebe Kleine außen und drückte einen kleinen Teddybär fest an sich, den ich ihr mal geschenkt hatte. Ich musste sie einfach in meine Arme schließen. „Herr, wie wunderbar bist du!“

Unvergesslich auch: Die erste Mitarbeiterkonferenz in Sileru. Das war eine herrliche Möglichkeit, auch über den Lautsprecher den Namen Jesu bekannt zu machen. Wie unser Singh erfuhr, sollen fast jeden Abend auch die Terroristen mitgehört haben. Viel später durften wir dann noch erfahren, dass aus diesem Gebiet ein paar ehemalige Terroristen sich zu Jesus bekannten und leider einzelne deshalb von ihren fanatischen Kumpels getötet wurden. Gott hat es nicht verhindert: Blut der Märtyrer – Same der Kirche Jesu!



Taufe im Siler mit Singh 1986

Auch Gottes Schutz auf den Fahrwegen durch den Dschungel: Als wir mit einer Reisegruppe in den Siler fahren, versagte an der höchsten Stelle des Berges der Motor. Was nun? Da stand plötzlich Vater Komanapalli mit seinem Pkw vor uns. Er suchte, weil es schon spät abends war, im nächsten Dorf ein Nachtquartier für ca. 30 Leute. Und er fand es auch tatsächlich. Aber er bat mich, mit seinem Auto und Fahrer nach Sileru weiterzufahren, um dort alles Geschehene mitzuteilen, denn dort wartete man auf uns. Es war tiefe Nacht. Nach einer Kurve stand plötzlich ein ausgewachsener Tiger mitten auf der Fahrbahn. Schnell bremsen! Licht ein- und ausschalten! Aber er reagierte nicht. Unsere Anspannung war auf dem Höhepunkt. Welch ein Aufatmen, als er gemächlich in den Seitenbüschen verschwand! Mit Dank und Vollgas durften wir unser Ziel erreichen. Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist möglich bei Gott!

Immer wieder durften wir auch die Freude erleben, eine Dorfkirche zu bauen und einzuweihen. Bei solch einem festlichen Anlass zeigte mir unser Singh, der seit Jahren als Bischof der Hauptverantwortliche der Nethanja-Kirche ist, eine Frau. Sie ist die Mutter der zwei Brüder, die hier durch eine Terrorgruppe umgebracht wurden. Sie gehörten früher auch zu diesen Kämpfern, kamen jedoch durch mitgehörte Evangeliumsverkündigung zum Glauben an Jesus. In einer

Nacht erschienen überraschend die früheren Kumpel und forderten die zwei Brüder auf, sofort wieder zu ihnen zurückzukehren. Weil sie ablehnten, schlugen die Terroristen ihnen mit der Axt Hände und Füße ab und schleppten die Leichen vor den Eingang der Kirche. Es war Samstag vor dem nächsten Gottesdienst. So sollte jeder im Dorf abgeschreckt werden, jemals diese Kirche wieder zu betreten. Doch die Gemeinde wuchs und wuchs und nun konnte sogar eine neue und stabilere Kirche eingeweiht werden. Eben wurde uns Gästen als Willkommensgruß eine Blumengirlande um den Hals gelegt, da konnte ich nicht anders und legte der leidgeprüften, tapferen Mutter meinen Blumenschmuck um ihren Hals. Sie blieben in Jesu Fußspuren, welch ein Vermächtnis für mich – für uns!



Besuch einer Tagesschule mit Kripanandam und Paul 1986

Nachdem seit der Vereinsgründung unseres Missionswerkes und auch der Angebote zu Gruppenreisen nach Indien die Zahl der Freunde und Mitarbeiter im Land und damit auch der Spender und Beter jährlich mehr wurde, vermehrten sich auch die Bittgesuche und Anliegen unserer verantwortlichen indischen Geschwis-

ter. Die neu gegründeten Gemeinden brauchten die Schulung von Evangelisten, die Kinderheime mehrten sich und brauchten fähige Erzieher, ebenso ausgebildete Lehrer und Fachkräfte für Werkstätten und Schulen. Das Krankenhaus musste mehr Ärzte und Krankenschwestern einstellen und dazu die wichtigsten medizinischen Geräte und Mobiliar. Dies alles und mehr, auch die Überschwemmungen mit deren Folgen, machten eine jährliche Indienreise dringend nötig, um vor Ort beraten und prüfen zu können.

Einer unserer neuen Freunde wurde Pfarrer Dr. Heiko Krimmer. Mit großem Interesse und zu aller Freude bot er sich zur Mitarbeit an. Nach einem Indienbesuch auf unseren Stationen, zusammen mit seinem Schwager Pfarrer Reinhold Rückle, und ihren anschließenden Reiseberichten im Komitee fiel es mir nicht schwer, Heiko Krimmer 1982 zu bitten, den Vorsitz unseres Missionswer-



kes zu übernehmen. Seine Zusage zur verantwortlichen Mitarbeit, sowie auch die von Reinhold Rückle, der später die Geschäftsführung übernahm, ist mir bis heute ein echtes Gottesgeschenk. Durch diese beiden Brüder schenkte uns Gott auch viele neue und wertvolle Kontakte zu Kirchen, Behörden und Missionsfreunden. „Nethanja“ – Gott hat gegeben!



## WEITERE SPUREN GOTTES IN MEINEM LEBEN

### JUNGMÄNNERFREIZEITEN AUF DER HALLIG HOOGE

Es waren im Jahr durchschnittlich zwei Freizeiten für junge Männer zwischen 14 und 25 Jahren. Da war was los! Unsere Unterkunft war auf einer Warft, schlicht, ohne jeden Komfort. Ich selber schlief in einem Raum, in dem im Winter das Pferd seinen Stall hatte. Für die Küche stand der große, sauber geputzte Kuhstall zur Verfügung und im kleinen Nebenraum ein alter Waschkessel mit Strandholzfeuerung. Gekocht wurde mit Regenwasser. Erst nach der schweren Flut 1962 wurde neu gebaut. Die Jahrhundertflut hatte dort auch so vieles zerstört.

Nun hier einige Erlebnisse:

**Fahrt mit zwei Motorschiffen** nach Wyk auf der Insel Föhr. Schon bei der Hinfahrt hatten wir Sturm. Im Hafen angekommen, schwärmten meine Leute nicht, wie sonst üblich, in alle Richtungen aus. Nicht lange im Hafen kam unser Kapitän Binge auf mich zu: „Die Hafenzentrale meldet eine Zunahme des Sturms. Wenn wir nicht schnell auf die Boote steigen, dürfen wir gar nicht mehr hinausfahren.“ Und tatsächlich die ganze Mannschaft war noch zur Stelle und ab ging's Richtung Hooge. Aber bald erfasste uns ein unheimlicher Sturm und die Wellen schlugen über unsere Boote. Ergebnis, die meisten meiner Leute wurden seekrank. Als wir endlich in die Nähe der Hafeneinfahrt Hooge kamen, konnten wir gar nicht einfahren. Die Wellen hätten uns an die Kaimauer geschlagen. Wir mussten weiter bis zum östlichen Anleger. Dort konnte man oberhalb des Deiches die Anker befestigen, damit die Boote nicht mitgerissen wurden. Einzeln stiegen wir aus und durch das Wasser watend gelangten wir



endlich zum Ufer. Erst nachts gegen zwölf Uhr, weil jetzt Ebbe war, konnten die Boote eingefahren werden. Ich selbst stand immer noch im Sturm oben auf der Brücke. Diese Seefahrt wird wohl keiner vergessen haben! In der Husumer Zeitung war am nächsten Tag zu lesen: Zwei Boote wagten sich hinaus – besetzt mit Jungs!

**Wattwanderungen bei Ebbe**, ca. fünf km durch den Schlick waten zu den Seevögeln nach Norderoog oder hinaus zu den Seehundbänken. Es war ein herrlicher Tag! Dabei waren 54 Personen, auch ein paar Gäste mit Kindern. Die Seehunde lagen gegenüber dem Priel an der Sandbank. Alle von uns übten sich, die Bewegungen der Seehunde, die immer sehr neugierig sind, nachzuahmen. Die Freude war groß, als einige immer näher zum Ufer schwammen. Plötzlich sah ich im Westen dunkle Wolken hochsteigen. Und ich wusste ja, dass es am Meer meist noch schneller geht wie in den Bergen, bis das Wetter losbricht. Tatsächlich, in kurzer Zeit waren wir eingenebelt. Die Blitze zuckten um uns und viele bekamen Angst. „Bitte lauf keines weg, beieinander bleiben!“, so rief ich meinen Leuten zu. Da ich zum Glück noch die ca. fünf km entfernte Hallig Hooge sehen konnte, stellte ich schnell noch auf meinem Kompass die



Marschzahl ein. Bei einer Gruppenfahrt nach Helgoland hatte mir Kapitän Johansen den guten Rat gegeben: „Gehen Sie nie ohne Kompass auf das Watt.“ Meinen Kompass besaß ich noch aus meinen Kriegsjahren in Russland. So gingen wir etwa eine ½ bis ¾ Stunde im Nebel, nicht ohne Gebet. Da plötzlich riss die Nebelwand auf und vor uns lag unsere Hooge. Neben der Güte Gottes hatte der Kompass uns den Weg gewiesen. Wären wir ein wenig zu weit nach links abgekommen, hätten wir die Hallig verfehlt, und wären ins offene Meer gelaufen. Wir konnten nur danken: Herr, wie treu bist du!“ Mitten im Gewitter hat Gott unsere Gebete gehört.



Auf der Hallig Hooge mit Wilhelm Schäfer 1954

**Ein weiteres Erlebnis auf der Hallig:** Ja, mit einer großen Schar von jungen Männern kann man viel erleben. Doch, dass trotz aller witzigen Ideen immer wieder alle bewahrt im Lager oder beim Treff um den Flaggenmast, erschienen, war ein besonderes Geschenk. Allerdings ein paarmal kam ich in große Not. Wir hatten miteinander besprochen, dass wir heute eine Mittagsruhe einlegen. Die Uhrzeit wurde festgelegt. Gegen 15.30 Uhr ging ich am Freizeitheim vorbei. Da rief mir vom oberen Eingang her ein junger Mann zu: „Herr Ramsayer, wie lange geht die Mittagsruhe?“ Ich rief zurück: „Bis 14 Uhr.“ Da rannte der Junge in den Schlafräum und schrie: „Ich habe gewonnen!“ Sie hatten nämlich da oben eine Wette abgeschlossen. Die einen sagten bis 13.30, die andern bis 14 Uhr. Da sah ich wie der Sieger aus dem Schlafräum rannte und vor dem Geländer nicht mehr bremsen konnte, über das Geländer rutschte, mit dem Kopf nach unten sauste, den Schädel auf dem Betonboden aufschlug – und da lag er nun bewusstlos. Nun gibt es ja auf der Hallig leider keinen Arzt. Sofort versuchte ich den Arzt auf der Insel Pellworm zu erreichen. Er gab mir dann gleich telefonisch Anweisungen, wie dem Verletzten zu helfen ist. Und nach einigen Tagen ging es dem jungen Freund, Gott sei Dank, wieder besser. Jetzt kam aber in den nächsten Tagen der Abschluss der Freizeit und damit die Heimreise. War es zu verantworten, ihn im Bus auf die lange Fahrt mitzuneh-

men? Da kam eine Nachbarin zu mir und meinte: „Sie haben doch einen verletzten jungen Mann. Wir haben gerade Besuch meines Bruders. Er ist Facharzt für Schädelsachen in Schleswig. Er würde gerne nach ihrem Freund schauen.“ Er kam, untersuchte ihn und sagte mir: „Sie können ihn getrost mitfahren lassen, ich übernehme die Verantwortung.“ Da fiel aber ein Stein von meinem Herzen! Herr, wie groß und gütig bist Du!

**Im Gegenwind:** Ja, nach 20 Jahren Freizeiten mit jungen Männern gäbe es noch eine Menge zu erzählen. Von Ärzten wurde den Asthmapatienten ja bekanntlich immer die heilende Salzlucht der Nordsee empfohlen. Aber einer unserer Teilnehmer musste täglich seine Medizin nehmen, doch hatte er versäumt, genügend mitzunehmen. Da lag er nun und rang nach Luft. Da gab es nur einen Ausweg. Ich musste einen Schiffer bestellen, der mit mir zur Flutzeit nach Pellworm fuhr. Dort besorgte ich mir schnell ein Fahrrad, denn die Apotheke befand sich auf der Ostseite der Insel. Schnell bekam ich die Medizin. Aber der Rückweg zum Hoog-Anleger war es gegen den harten Westwind mit meinem Fahrrad fast nicht mehr zu schaffen. Die Luft wollte mir ausgehen. Endlich erreichte ich das Schiff und wir kamen gerade noch rechtzeitig nach Hooge auf unsere Schulwarft, denn mein Asthmakranker hätte es ohne seine Medizin nicht mehr lange ausgehalten. Nach kurzer Zeit konnte er wieder normal atmen. Wir konnten nur wieder sagen: Danket dem Herrn!



Gefesselt: Theo Sorg (später Landesbischof), Karl Ramsayer und Konrad Öhrle

**Noch ein Ereignis** bleibt meiner Frau und mir unvergesslich: Im Laufe der Jahre wurden auch auf Hooge die Wege und Straßen so erneuert, dass auch ein Auto dort fahren konnte. So ist wohl unser VW, vollgepackt mit allem Nötigen für die Freizeitküche, auf der Schulwarft als eines der ersten Autos angekommen. Am Schluss der Freizeit, nachdem die Gruppe bereits auf dem Heimweg war, mussten wir beide in den Räumen und im Gelände noch die letzten Dinge aufräumen und ordnen. Deshalb wollten wir diesmal einen Tag

später mit unserem Wagen übersetzen. Alles war vorbereitet. Wir standen im Auto sitzend schon an der Schiffsbrücke, da gab mir der Kapitän den Wink zur Überfahrt aufs Schiff. Doch plötzlich winkte er wieder ab. Es mussten erst noch leere Flaschenkörbe verladen werden. Aber genau in diesem Augenblick riss ein heftiger Sturm die Brücke weg, die samt den Flaschenkörben im Meer verschwand. Eigentlich wären wir jetzt mit unserem Auto auf der Brücke gewesen. Welch ein gnädiges Eingreifen Gottes! Unter diesen Umständen winkte uns der Kapitän endgültig ab. Am nächsten Morgen konnten wir dann ohne Sturm übersetzen.

## FREIZEITEN IN SILS MARIA/ENGADIN

Weit über 20 Jahre kam ich mit Gruppen von Erwachsenen in die Schweizer Bergwelt ins Engadin. Zunächst waren die Freizeiten für junge Männer in Maloja angeboten. Meist mussten wir im Frühjahr auf den schneebedeckten Bergen die ersten Spuren treten. Eines Morgens brachen wir früh auf zum Piz Corvatsch. Zuerst ging es dem Silser See entlang, bis wir in Sils Maria aufsteigen konnten. Das Wetter war gut, und tatsächlich erreichten wir auch den Gipfel des Berges – eigentlich sind es drei Gipfel. Alle waren wir fasziniert von dem klaren Ausblick auf die wunderbare Bergwelt im Glanz der Sonne. Doch plötzlich sah man im Westen Wolken aufsteigen und in kurzer Zeit waren wir von ihnen eingehüllt. Ein starkes Gewitter brach los, aber wo wir auch suchten, es gab nirgends einen schützenden Unterschlupf. Über lange Zeit mussten wir im Gewitter unter strömendem Regen weitergehen. Endlich im Tal angekommen, fragte ich Pfarrer Walter Tlach, mit dem ich zusammen die Freizeit leitete – er war in dieser Zeit Leiter unseres Jungmännerwerks: „Was hast du bei diesem gefährlichen Abstieg gedacht?“ „Ich habe gebetet“ – Ja, so habe ich's auch getan. Und unser großer Gott und Vater hat seine Kinder erhört und uns unter den Schirm des Höchsten das Ziel erreichen lassen.



Ein andermal bei einer Freizeit im „Silser Hof“ in Sils Maria, hatten wir eine junge Teilnehmerin von der wir bald merkten, dass sie psychisch krank ist. Deshalb gab meine Frau besonders Acht auf sie. Doch eines Abends vermissen wir sie. Weil schon die Nacht hereinbrach, schickten wir kleinere Gruppen

in die verschiedensten Richtungen. Hatte sie etwa bei einem Spaziergang den Weg verfehlt? In diesen Tagen war auch Landesjugendwart Ernst Schiele zu Gast im „Silser Hof“. Er hatte einst für solche Bergfreizeiten diese Gegend ausfindig gemacht und für ideal entdeckt. Und wie hat sich seine Mühe gelohnt! Schon seit Jahrzehnten. Als ich ihm in großer Sorge von unsrer vergeblichen Suchaktion berichtete, sagte er sofort: „Da müssen wir unbedingt in die Richtung Silser See gehen. Dort auf der Halbinsel müsst ihr suchen. Nach meiner Erfahrung hat es psychisch Kranke immer da hinaus gezogen.“ Man findet dort an einem Felsen eine große Tafel angebracht mit schwermütigen, tiefsinnigen Worten von Friedrich Nietzsche. Dieser deutsche Philosoph war zum Schluss in geistiger Umnachtung. Einige Zeit verbrachte er in Sils Maria. – Tatsächlich, als wir, mit Taschenlampen ausgerüstet, am Beginn der Halbinsel waren, wo auch der See beginnt, hörte ich aus dem vorgelagerten Sumpfgebiet in der Dunkelheit ein lautes Röcheln. Und wirklich, da lag unsere Vermisste bewusstlos und völlig durchnässt. In großer Eile trugen wir sie ins unweit geparkte Auto und in schneller Fahrt ging's ins Krankenhaus nach Celerina. Da wir diese Frau noch rechtzeitig finden durften, konnte sie doch noch gerettet werden. Diese Autofahrt mit dem steifen, durchnässten, kalten Menschenkind auf meinem Schoß, bleibt mir unvergessen; damit allerdings auch die sonst so gesegnete Freizeit trotz, oder vielleicht gerade wegen dieser notvollen Unterbrechung. In jener Nacht wurde im Silser Hof viel gebetet. So wurde für die Teilnehmer diese Gebeterhörung sicher eine Mut machende Erfahrung.



Noch eine Bergwanderung hat sich mir tief eingepägt: Von Maloja aus ging es zunächst auf einem romantischen Weg hinab ins Bergell – aber von dort auch gleich wieder bergauf. Diesmal wollten wir mit einem Teil der Gruppe auf dem Höhenweg nach Soglio

wandern. Dies hochgelegene Bergdörflein war immer ein besonders beliebtes Reiseziel über den Malojapass hinab ins Bergell bis zur italienischen Grenze. Wir Touristen kamen bei unserer Wanderung an einen Kreuzweg, von wo wir leider in die falsche Richtung weitergingen und der Weg plötzlich in einem steinigen, steilabfallenden Gebiet endete. Plötzlich stürzte – Welch ein Schreck – ein großer Felsblock in die Tiefe. Schnell, als erstes sammelte ich meine Leute und zählte sie ab. Dem Herrn sei Dank! Niemand fehlte – Welch gnädige Bewahrung. Natürlich mussten wir wieder zurück zur Kreuzung, um von da aus jetzt den richtigen Weg einzuschlagen. Dankbar, wenn auch mit großer Verspätung, erreichten wir Soglio, wo die restliche Gruppe, die mit dem Bus gefahren war, mit Sorgen auf uns wartete. Nun lagen vor uns die herrlichen Bergeller Alpen. Jetzt mussten wir einfach unserer Freude und Dank mit unseren Liedern Ausdruck verleihen.

## REISEN NACH ISRAEL UND IN DEN NAHEN OSTEN

Im Jahr 1965 organisierte das Evangelische Jungmännerwerk für hauptamtliche Mitarbeiter eine erste Schiffsreise nach Israel. Obwohl meine Frau schon am Kofferpacken war und wir uns beide unheimlich auf das gemeinsame besondere Erleben freuten, musste ich dennoch die Reise alleine antreten, da mein Schwiegervater kurz zuvor noch schwer verunglückte. Für uns war die Entscheidung klar: Unsere Mutter durfte mit dieser Not nicht allein bleiben.

Als wir dann im April auf dem Mittelmeer unterwegs waren, packte mich um Mitternacht zum 1. Mai solch eine Unruhe, dass ich aufstehen und an Deck gehen musste. Meine Sorgen und Gebete waren jetzt zu Hause bei meinen Lieben. Was war wohl geschehen? – Herr, du weißt es! – Als wir Tage später dann in Jerusalem eintrafen, erwartete mich schon ein Brief von meiner Frau. Vater war in jener Nacht, als ich auf Deck des Schiffes stand, gestorben. Sein letztes, mühevoll gesprochenes Wort sei „Karl“ gewesen. Nun wusste ich, dass meine Lieben in allem Schmerz und Schwierigkeiten, auch im Blick auf das Begräbnis, allein waren. Umso mehr vertraute ich Jesu Verheißung „Ich bin bei euch alle Tage“.

Eine Unterbrechung unserer Seereise galt der Insel Patmos. Da ging's den steilen Weg hinauf zum Kloster. Nach der Überlieferung hatte hier der Evangelist Johannes die gewaltige Schau der Endzeit. Es war bewegend, an diesem Ort stehen zu dürfen und aus dem Buch der Offenbarung verschiedene Abschnitte zu lesen. Wie wird es wohl sein, wenn sich alles erfüllt hat und Jesus Christus wiederkommt?



Unsere Reise unterbrachen wir auch in Ägypten. Hier zwei Tage Aufenthalt für die Sehenswürdigkeiten in Kairo und den Besuch der Pyramiden. Und dann war unser Ziel Haifa. In der Morgensonne grüßte der Berg Karmel zu uns aufs Schiff herüber. Somit waren wir im sogenannten Heiligen Land angekommen. Jerusalem, der Höhepunkt unserer Reise, stand noch bevor. Ob man von Tel Aviv oder vom Jordantal aus hinauffährt, wie ich es insgesamt 17 Mal bei meinen Israelreisen erleben durfte, jedes Mal war es ein erhebender Augenblick, den ersten Blick auf die Stadt Jerusalem zu haben. Immer ließen wir den Bus anhalten und sangen miteinander „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“. Besonders beeindruckend war die Fahrt auf den Ölberg mit dem unvergleichlich schönen Blick auf Jerusalem. – Dann der Weg über die Via Dolorosa (Kreuzesweg Jesu), ebenso der Besuch der Grabeskirche und auf dem ehemaligen Tempelberg der Felsendom, der ja von den Muslimen als ihr drittgrößtes Heiligtum verehrt wird. Natürlich besuchten wir mit unseren Gruppen die vielen biblischen Stätten des Landes vom See Genezareth bis Eilat am Roten Meer.



In Israel 1973

Bei einer unserer Reisen landeten wir in Beirut (Libanon). Über die Hafenstadt Sidon und die bedeutende Ruinenstadt Baalbek erreichten wir die Bekaa-Ebene. Dort wollte ich in einem Heim der Kindernothilfe Duisburg unser jahrelang betreutes Patenkind Anny in Ainjar besuchen. Die Freude des Kennenlernens war schön. – Die Weiterreise nach Damaskus weckten die schönsten Erinnerungen an unseren Apostel Paulus, als ihm der lebendige Jesus Christus selber begegnete. Als wir beim Weiterfahren an den kleinen Bach Jabbok kamen, schlugen wir unsere Bibel auf und lasen wie der Erzvater Jakob auf dem Rückweg zu seinem Bruder Esau mit einem Engel

rang: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ Dann war er auch bereit, seinem Bruder zu begegnen, den er wegen dem Erzgeburtssegens so sehr betrogen hatte. Und als wir von Eilat aus durch die Wüste bis zum Berg Horeb fuhren, wo Gott durch seinen Knecht Mose seinem Volk Israel die Zehn Gebote übergab und sie 40 Jahre durch die Sinai-Wüste leitete und versorgte, da empfanden wir ganz anders und neu die Liebe Gottes zu seinem Volk, zu dem wir doch durch Jesus auch gehören dürfen. Wie sagt es David in seinem bekannten Psalm 23: „Er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen.“

Bei unseren vielen Besichtigungen in Jerusalem hat uns auch das Gartengrab, das außerhalb der Stadtmauer liegt, auf besondere Weise beeindruckt. Ja, Jesus ist wirklich auferstanden! Als damals mein Mitarbeiter und Bruder Karl Wezel aus Walddorf aus dem Gartengrab heraustrat, sagte er als erstes: „Er ist nicht hier, er ist auferstanden, wie er gesagt hat.“ (Lukas 24,6)

Es war meine letzte Israelreise. Den Tag vor unserem Abschied in Jerusalem gaben wir jedem Teilnehmer der Gruppe einfach frei. Jeder durfte hingehen, wo es ihn hinzog. Ich selber wollte noch einmal in die Grabeskirche. Seltsam, da war es heute so ruhig, so still, wie ich dies noch nie erlebt hatte. An diesem Ort waren immer so viel Menschen! Allein bestieg ich die Treppe, die auf den Felsen führt, wo die drei Kreuze stehen. Laut Überlieferung soll an diesem Platz Golgatha gewesen sein. Da stand es mir noch einmal vor Augen: „Der Mann in der Mitte, der starb für mich!“ Nein, solche stillen Augenblicke kann man nicht mehr vergessen.



Mit Kripanandam in Jerusalem 1983

## BELLA ITALIA

Im Jahr 1965 zum 40. Geburtstag meiner Frau durften wir beide eine besondere Überraschung erleben: Onkel und Tante Zimmermann, die Patin meiner Frau, luden uns ein, unsere nächsten Sommerferien, mit ihnen zusammen in Italien zu verbringen. Während dieser Zeit in Riccione an der Adria wurden wir 14 Tage lang verwöhnt, wie noch nie in unserem Leben. Jetzt gab es plötzlich einen ganz anderen Tagesablauf. Schon am Morgen beim Frühstück und bei allen Mahlzeiten wurde man mit dem besonderen Charme der italienischen Gastgeber umsorgt. Wie herrlich war das mehrmals tägliche Schwimmen im Meer, die Spaziergänge am Strand entlang und das Ruhen im Sand mit den köstlichen Unterbrechungen der originellen Eisverkäufer („Eis am Stiel kost' nicht viel für arme Millionäre“). Auch beim wöchentlichen Marktbummel gab's Spaß und Vergnügung. Was uns dann noch besonders erfreute, war das Kennenlernen der kleinen Waldenser-Gemeinde am Ort bei ihren sonntäglichen Gottesdiensten. Im Pastor entdeckten wir einen lieben Bruder in Christus.

Wieder zurück in der Heimat, gut erholt und an Leib und Seele neu gestärkt, reifte in mir sehr bald der Entschluss, solch einen Badeurlaub für Familien und junge Erwachsene anzubieten. Dies konnte dann auch bald verwirklicht werden über das Evangelische Jugendwerk und über den CVJM-Landesverband. Gleich im darauf folgenden Jahr hatten wir eine voll belegte Freizeit. Als wir dann von Riccione aus im benachbarten Ort Misano Mare ein Hotel entdeckten, das in unmittelbarer Nähe des Meeres stand, konnten wir die weiteren Italien-Freizeiten in Misano Mare durchführen.



Am Strand von Misano Mare 1973

Bei einer unserer ersten dortigen Freizeiten hörten wir bei unserer abendlichen Zusammenkunft ein Tonband von Pfarrer Wilhelm Busch, um uns anschließend darüber auszutauschen. Da plötzlich öffnete sich die Tür und eine Frau rief den Namen einer Freizeit-Mutter. Wir merkten gleich, da muss etwas Schlimmes vorliegen. Und tatsächlich: Von den zwei Geschwistern fehlte das vierjährige

Mädchen. Vermutlich waren die beiden vom Schlaf erwacht und riefen erschrocken nach der Mutter. Weil die Zimmertüre vorsorglich von der Mutter abgeschlossen wurde, lief die kleine Beate zum Balkon und zog den großen, schweren Rollladen hoch (wie hat sie das nur geschafft?) und stürzte vom zweiten Stock über den Balkon auf den mit vielen runden Steinen gepflasterten Boden. Da lag Beate nun halb bewusstlos. Schon stand der Hotelchef mit seinem Auto bereit, und, das Kind auf meinem Schoß, fuhren wir zum Krankenhaus nach Riccione. Die italienischen Ärzte sind ja, wie bekannt, sehr kinderlieb und begannen sofort mit der Untersuchung ihres kleinen Patienten. Welche Freude für uns alle: schon nach zwei Tagen konnte Beate wieder abgeholt werden. Es konnte keine ernsthafte Verletzung festgestellt werden. „Danke, lieber Herr, du hast wieder ein Wunder getan – danke, du erhörst Gebet!“

Welch ein Vorrecht, dass wir auch mit unseren kleinen und großen Freizeitsorgen jederzeit zu unserem großen Gott kommen konnten! Wohin mit den 50-60 Teilnehmern, wenn das alte begehrte Hotel am Meer mit seinen jährlichen Dauergästen überbelegt wurde? Nun durfte ich wieder Gottes Spur entdecken: ca. 50 m landeinwärts stand noch im Rohbau ein neues Hotel. Bis zum nächsten Jahr sollte es bezugsfertig sein, wir wagten eine vorläufige Buchung. Und



tatsächlich im folgenden Sommer konnten wir als erste Freizeitgruppe das neue Hotel „Sorrento“ beziehen. Die komplette Ausstattung des Hauses, inklusive Geschirr und Betten – alles durften wir einweihen. Für die Familie des Hotelbesitzers wie für uns selbst war es ein echtes kleines Fest. Mit dem ganzen Charme der freundlichen Italiener wurden wir Tag für Tag versorgt und jeden Wunsch suchten sie uns zu erfüllen. Es wurde ein herzliches Miteinander. Nun hatten wir die Möglichkeit, uns vor dem Frühstück auf dem Flachdach des Hauses zum Gebet zu treffen und später zur gemeinsamen Morgenandacht im Speisesaal. Da die älteste Tochter schon erstaunlich gut die deutsche Sprache beherrschte, gab es keine Probleme mit der Verständigung.

Das Baden im Meer zu jeder Tageszeit – das Sitzen, Liegen und Spielen im Sand, sich Kennenlernen, ein wenig Italienisch Lernen, schwimmen Lernen – und dann vor allem in den Bibelarbeiten Jesus besser Kennenlernen – dies und mehr verband uns immer neu zu einer frohen Gemeinschaft. Was auch gerne mitgemacht wurde, waren die Tandem-Radfahrten (mit 2-3 Sitzen) zum Delphin-Aquarium und die Busfahrten nach San Marino oder Venedig, oder manchmal auch nach Rom. Auch Ruderboote konnten gemietet werden. Doch eines Tages brachte uns dieses Vergnügen in große Ängste: Ein junges Brautpaar fuhr mit dem Boot hinaus aufs Meer und schaffte mit dem Rudern den Rückweg nicht mehr. Stunden vergingen – wir beteten – benachrichtigten die Polizei. Erst gegen Abend erfuhren wir, dass ein Schiffer die beiden in sein Boot nehmen und in den Hafen von Rimini bringen konnte, wo wir sie dann abholten. Paul Gerhardt macht uns Mut mit seinem Lied: „Ihn, ihn lass tun und walten, er ist ein weiser Fürst und wird sich so verhalten, dass du dich wundern wirst, wenn er, wie ihm gebühret, mit wunderbarem Rat das Werk hinausgeführt, das dich bekümmert hat.“ – Von Herzen Danke Vater! Auf jeder Freizeit waren es neue und andere Erfahrungen, die wir immer wieder unter Gottes Leitung und Bewahrung machen durften.



In Venedig 1986

Eines Tages traurige Gesichter! Was war geschehen? Einige unserer Leute gingen am Strand auf und ab. Wir merkten, sie suchten etwas. Bald suchten wir alle zusammen. Die junge Frau hatte ihren goldenen Ring verloren. Im

Sand einen Ring zu finden, war eigentlich aussichtslos, doch es wurde weiter gesucht. Wir wollten schon aufgeben, da ertönte ein lauter Jubelruf: „Gefunden!“ Die Freude war riesengroß und aus war es mit den traurigen Gesichtern.

Ja, wir hatten wirklich Grund genug, nicht nur sonntags beim „Gottesdienst am Strand“ frohe Glaubenslieder zu singen. Doch wir wollten auch andere Leute dazu einladen. Der herrliche Sandstrand wurde ja immer dicht gerade von deutschen Urlaubern belegt. Darum gingen wir in der Regel bereits samstags in Zweier-Gruppen los, um möglichst viele Strandgäste einzuladen. Der Erfolg blieb unterschiedlich – manchmal bescheiden, ein andermal sehr erfreulich mit anschließend dankbaren Gesprächen. Wir wissen ja: ob viel oder wenig Zuspruch – „Gottes Wort kommt nie leer zurück“.

## ERFAHRUNGEN IN DER GEMEINDE RÖTENBERG



Nach 27 Jahren Jugendarbeit, darunter 18 Jahre Reisedienst als Evangelist, wurde mir immer deutlicher, dass die Zeit reif war für eine Veränderung. Da ich schon vor ein paar Jahren das Pfarrseminar in Stuttgart besuchte, war es für mich naheliegend, in dieser Richtung zu denken.

Überraschend bald erhielt ich auch einen Brief aus der Gemeinde Röttenberg, wo ich schon zwei Bibelwochen gehalten hatte. Der Briefschreiber war Dieter Meng, Verantwortlicher in der dortigen Jugendarbeit; auch kannte ich ihn bereits als Kirchengemeinderat und Bezirksposaunenwart. Nach viel Gebet wurden mir und meiner Frau bald klar, dass dieser Weg die neue Spur Gottes für uns sein sollte.

Es war für mich schon eine gewisse Umstellung aus dem langjährigen Reisedienst in die konstante Gemeindegemeindearbeit eines Pfarramtes zu wechseln. Doch zugleich freute ich mich sehr, zusammen mit meiner Frau an einem festen Platz arbeiten zu können. Die sonntägliche Predigt um 8.50 Uhr in der Diasporagemeinde Aichhalden und anschließend um 9.50 Uhr in Röttenberg, immer in treuer Begleitung und Fahrdienst meines Organisten und lieben Bruders Ernst Heizmann – diese Dienste wurden mir besonders wichtig. Mit großer

Freude machte ich noch den Abschluss für die zahlreichen Kinder der Kinderkirche.

Ja, einem Pfarrer wird es auch an Wochentagen nie langweilig. Die Religionsstunden in den Schulen, Kranken-, Alten- und Geburtstagsbesuche, wöchentliche Bibelstunden u.a. mehr hat uns mit Alt und Jung sehr schnell verbunden. Auch dem Ruf in die Wirtschaftsschule in Schramberg folgte ich gerne. Sieben Jahre dort der reifen Jugend unseren christlichen Glauben lieb und wert zu machen, war mir eine willkommene Herausforderung. Dies gilt ebenso für die abwechslungsreichen Dienste und Begegnungen im Amt als Bezirksjugendpfarrer.

In diesen acht Jahren Röttenberg, in denen mir auch der Kirchengemeinderat eine wunderbare Stütze war, wurde vom Mutterhaus Aidlingen die von allen geliebte Schwester Margret Reinhardt für unsere Gemeinde freigegeben. Sie wurde ein großer Segen für unsre Kranken, Alten und die vielen Schüler. Wie haben wir uns immer gefreut über die vielen Helfer bei Festlichkeiten und nicht weniger über die freiwilligen Männer und Frauen



Wurstessen mit Bobby



Gemeindefest mit S. Margret

bei der Kirchenrenovierung der Außenseite sowie dem Dach mit Turm. Das gab viele unbezahlte Arbeitsstunden. Wir konnten nur dankbar staunen über das so gute Miteinander. Besonders ermutigend war für uns, dass es nie an treuen Betern fehlte für den Dienst am Wort und die vielen Anliegen und Aktivitäten.

Nun sollte auch das alte Pfarrhaus abgebrochen werden, doch es stand unter Denkmalschutz. So mussten wir immer wieder nach Freiburg fahren. Ein dort zuständiger Beamter hat sich sehr für den Abriss des alten Hauses eingesetzt. Wir waren Gott so dankbar, als wir endlich die Genehmigung in Händen hielten. Nach Fertigstellung des neuen Pfarrhauses war für uns der Umzug dran. Die ersten vier Jahre in Röttenberg durften wir ja die Wohnung bezie-

hen im noch leerstehenden Neubau von Kirchengemeinderat und Ortsvorsteher Karl Kieninger. Diese wunderschöne Villa am Ortsrand an der Straße nach Alpirsbach und mitten im Grünen mussten wir nun verlassen, um ein nochmals so schönes Heim für die nächsten Jahre zu beziehen. Nun waren wir mitten in der Gemeinde, in nächster Nähe zu unserer Kirche, zu Pfarrgarten und Friedhof. Und unsere Türe war offen für jedermann. Wir hatten nun den schönsten Umzug unseres Lebens hinter uns. So viele Helfer nahmen uns so viele Sorgen und Mühen ab. Es war einfach herrlich, so viel Liebe zu erfahren!

Einen besonderen Höhepunkt brachte das Jahr 1978. Wir konnten das Jubiläum feiern zum 850-jährigen Bestehen unserer Rötener Kirche. Eine große Gemeinde aus nah und fern feierte und freute sich mit uns. Auch ehrenwerte Gäste aus dem Raum der Kirche konnten wir begrüßen. Dass die Herausgabe eines 111-seitigen Buches „Ein Dorf im Wandel der Zeit“ möglich war, das dankten wir zunächst der Entscheidung des Kirchengemeinderats und vor allem unserem Initiator Walter Meng, einem gebürtigen Rötener und damaligen Leiter der Stadtmission Stuttgart, sowie allen sachverständigen Mitarbeitern aus den verschiedensten Bereichen. Es lohnt sich, diese wertvolle und so freundlich mit vielen Skizzen eines prominenten Zeichners gestaltete Festschrift zur Zeit- und Ortsgeschichte Rötens, immer wieder zur Hand zu nehmen.



Kirchenjubiläum Rötener 1978

## DIE RUHIGEREN JAHRE

In den folgenden Jahren machten mir meine Kriegsverletzungen immer mehr zu schaffen, so dass ich mich entschloss, 1981 in den Ruhestand zu gehen. Es fiel meiner Frau und mir allerdings nicht leicht, unsere geliebte Gemeinde Rötener nach acht Jahren wieder zu verlassen.

Doch nun wurde ich auch in der Zeit meines Ruhestandes viel gerufen von Freunden oder Gemeinden zu Bibelstunden, Vorträgen über Indien, Mitarbeit auf Freizeiten und zu Gottesdiensten vor allem in unserem Altenheim in

Oberndorf. Es war mir immer eine Freude, trotz meiner Gehbehinderung und begrenzten Kraft, meinem Herrn noch dienen zu dürfen.

Ein besonderes Gottesgeschenk ist es mir, dass er mir meine liebe Frau an die Seite gegeben hat und wir die längste Zeit unseres Lebens, nun schon fast 60 Jahre, gemeinsam verbringen durften. In einem der letzten Geburtsgrüße war zu lesen: „Vergangenheit ist Geschichte, Zukunft ist Geheimnis, aber jeder Augenblick ist ein Geschenk. Zu dir, Herr der Zeit, soll mein Blick jetzt gehen; und trotz Dunkelheit lässt du mich dich sehn.“

Inzwischen bin ich im 90. Lebensjahr. Wie viel Zeit noch hinzugefügt wird, ist uns verborgen. Aber ganz gewiss ist: Unsere Zeit steht in Gottes Händen. Auch in glaubensarmen Tagen, wo Schuld und Versagen nicht ausblieben, hat Jesu Gnade mich immer unter sein Kreuz geführt und auf seine Spur zurück geholt. Heute kann ich nur, zusammen mit meiner Frau, die Worte aus Psalm 103 mit dankbarem Herzen sprechen – woran uns auch immer wieder unsere Autonummer RW-PS 103 erinnert hat: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat.“



In unserer Wohnung auf dem Lindenhof 1999

Hier endet der Bericht von Karl und Irmgard Ramsayer, der zum 90. Geburtstag am 12.2.2010 herausgegeben wurde. Die Bilder stammen aus Ehepaar Ramsayers Fotoalben und wurden von ihnen für diese Schrift ausgewählt.

## PREDIGT VON KARL RAMSAYER ZUM THEMA „ZUFLUCHT“

*Stunde der Botschaft beim Walddorfer Familientag am 6. Juli 1986*

Zu dem Thema „Zuflucht ist allein bei Gott“ lese ich aus dem Wochenpsalm 139 einige Verse. Vielleicht haben Sie's heute früh schon getan, weil Sie's im Losungsbüchlein gesehen haben. Ein Psalm Davids, vorzusingen: „Herr du erforschest mich und kennest mich, ich sitze oder stehe auf, so weißt du es, du verstehst meine Gedanken von ferne, ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehst alle meine Wege, denn siehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge,



das du Herr, nicht schon wüsstest. Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir. Diese Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch, ich kann sie nicht begreifen. Wohin soll ich gehen vor deinem Geist und wohin soll ich fliehen vor deinem Angesicht. Führe ich gen Himmel, so bist du da, bettete ich mich bei den Toten, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten. Spräche ich, Finsternis möge mich decken und die Nacht statt Licht um mich sein, wäre auch Finsternis nicht finster bei dir und die Nacht leuchtete wie der Tag. Finsternis ist wie das Licht. Ich lese noch die beiden letzten Verse. Erforsche mich Gott und erkenne mein Herz, prüfe mich und erkenne wie ich's meine und sieh, ob ich auf bösem Wege bin und leite mich auf ewigem Wege.“

Liebe Brüder und Schwestern, vor Jahren traf ich mit einem Mann zusammen aus der DDR, wir hatten gestern auch Besuch aus der DDR und da ist mir auch der Herr B. wieder eingefallen, ich habe ihn bei einer Kur getroffen. Er war an jenem denkwürdigen 17. Juni in Ostberlin verhaftet worden, wurde dann verurteilt, vier Jahre Zuchthaus, die hat er abgesessen im Zuchthaus von Brandenburg und weil wir an einem Tisch zusammen saßen, da habe ich viel aus dieser Zeit seiner Gefangenschaft erfahren. Aber da sagte er mir: Wissen Sie, die schlimmste Zeit war die Einzelhaft. Und da war an meiner Tür so ein kleines Guckloch angebracht und bei Tag und Nacht musste ich damit rechnen, dass irgendjemand mich beobachtet. Auch nachts war die Zelle beleuchtet, man konnte von diesem Guckloch aus die ganze Zelle überblicken. Ich musste also immer gewärtig sein, es ruht ein Auge auf dir. Ich konnte das von innen nicht sehen, aber da konnte jederzeit ein Auge sein, das mich beobachtet. Mann, sagte er zu mir, das war so seine Redeweise, Mann, das war unheimlich.

Meine Brüder und Schwestern, das ist eigentlich die Botschaft dieses Psalms. Wenn Sie genau hingehört haben, es gibt ein Auge, das immer auf uns sieht. So hat es der König David wohl erlebt und festgehalten in diesem Psalm: Herr, du erforschest mich und kennest mich, ich sitze oder stehe auf, du weißt es. Es gibt keine Ecken in dieser Welt und wäre es die verborgenste, wo du mich nicht siehst. Es sind zwei Fragen, die dieser Psalm uns stellt heute Nachmittag. Zunächst die erste Frage: Sind wir auf der Flucht vor Gott? Und die andere Frage: Haben wir Zuflucht bei Gott.

Also zunächst die Frage Nr. 1: Sind wir auf der Flucht vor Gott?

Liebe Freunde, der Mensch ist von seiner Natur her auf der Flucht vor Gott. Sie fragen warum? Nun weil er die Nähe Gottes gar nicht ertragen kann. Seit jenem unheimlichen Einbruch, Sündenfall genannt, kann das Geschöpf den Schöpfer nicht mehr ertragen, es ist ein Riss dazwischen, das wissen wir doch. Adam, wo bist du? Er floh vor seinem Gott. Ich fürchtete mich. Der Mensch wollte frei sein, sein eigener freier Herr wollte er sein, darum ist er hereingefallen auf jene Einflüsterungen: Ihr werdet sein wie Gott. Und seitdem steht der Mensch von seiner Natur her in der Rebellion gegen seinen Schöpfer. Wir wollen nicht, dass dieser über uns herrsche, wir wollen unser eigener Herr sein, es wird ignoriert, was die Jahreslosung sagt: Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter neben mir haben. Der Mensch von seiner Natur her sagt: Ich bin der Herr, mein Gott. Ich bestimme mein Leben selber. Aber das führt immer mehr und immer tiefer in die Versklavung hinein und in die Unfreiheit, denn eine absolute Freiheit hat der Mensch nicht, kann er gar nicht haben, die hat nur Gott allein.

Meine Brüder und Schwestern, diese Situation hat Jesus mit seinem treffenden Gleichnis festgehalten. Man kann es eigentlich gar nicht besser sagen, als es Jesus uns im Gleichnis vom verlorenen Sohn vor Augen gestellt hat. Er läuft dem Vater davon, er sieht nicht den Schmerz des Vaters, er hat nur Forderungen: Gib mir das Meine, was mir zusteht, gib's mir. So steht der Mensch bis heute vor seinem Gott, ist doch mein Recht und wehe, wenn es anders läuft, als sein Wille es vorgedacht hat. Dann wird Gott angeklagt, Gott ist schuld am ganzen Elend dieser Welt. Warum hast du mich so geführt wie es gegangen ist. Wir kennen doch das. Wir wissen doch, dass das in unseren eigenen Herzen steckt, diese Rebellion gegen Gott. Der natürliche Mensch erkennt nicht die suchende Liebe seines Gottes, er ist blind dafür. Der Apostel Paulus sagt es im 1. Korintherbrief, Kap. 2, Vers 11, so: Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes, er ist immun, er vernimmt nichts vom Geiste Gottes. Und jetzt verstehen wir, wenn Jesus in jenem Nachtgespräch mit dem Theologen Nikodemus, dieser Tage war's die Tageslese, ich denke, Sie haben auch darüber nachgedacht, wenn er ihm sagen musste, es sei, dass jemand von neuem geboren werde, so kann er nicht ins Reich Gottes kommen, das ist einfach nicht drin. In Römer 6 ist es ja beim Apostel auch wieder angeklungen. Wir brauchen dieses Neuwerden. Der Mensch auf der Flucht vor Gott. Aber an dieser Stelle, meine Brüder und Schwestern, drängt sich uns die Frage auf, gibt es denn eine Flucht vor Gott? Gibt's das überhaupt? David hat das auch anders erlebt, wenn er uns hier sagt: Wohin soll ich gehen vor deinem Geist und wohin soll ich fliehen vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist

du da, bettete ich mich bei den Toten im Totenreich, siehe, so bist du auch da, nähme ich Flügel der Morgenröte und flöge ans äußerste Meer, so würde mich doch deine Hand führen und festhalten, man kann dir gar nicht entfliehen. Und wenn du in ein Düsenflugzeug hinein sitzt oder in eine Rakete, du kannst deinem Gott ja gar nicht entfliehen. Und da fällt mir immer jene Stelle ein am Comer See, wenn wir mit unseren Freizeiten von Sils Maria aus hinab gefahren sind, dann standen wir an jener Mole von Dongo, manche von Ihnen waren sicher schon dabei und kennen die Geschichte. Als wir zum ersten Mal gefahren sind, ich glaube, Bruder Wezel war damals dabei, da hat jenseits des Sees am Comer See der Omnibusfahrer aus der Schweiz seinen Bus angehalten dann sagte er uns: Schauen Sie, dort drüben, da hat man ihn geschnappt. Mit einem deutschen Stahlhelm verkleidet und dort, schauen Sie das Dorf auf halber Höhe, da hat man ihn noch einmal aufgehängt, nachdem er schon erschossen war auf der Kaimauer von Dongo und da hat man ihn umgekehrt aufgehängt, zur Schau gehängt. Wer war das? Meine Brüder und Schwestern, das war der Mann, der damals als Student seinem Freund gegenüber stand mit der Uhr in der Hand und zu seinem Freund sagte: Es gibt keinen Gott. Der Freund war anderer Meinung. Und wenn's einen Gott gäbe, dann soll er's beweisen, ich gebe ihm eine Minute Zeit, er soll mich hier auf der Stelle tot umfallen lassen. Und die Minute verstrich, es passierte gar nichts. Siehst du, es ist alles Humbug, Einbildung der Frommen da, es gibt keinen Gott, sagte er. Und nun kam die Stunde Gottes für ihn, dort in Dongo am Comer See, der Narr wusste nicht, dass man Gott nicht entfliehen kann, dass der einen einholt und er hat ihn eingeholt und er hieß Benito Mussolini. Sie haben ihn gekannt oder seinen Namen gehört, er musste das in bitterer Weise erfahren, man kann Gott nicht entfliehen. Ihm ist unser Leben offenbar, auch deines, du kannst anderen manches vorgaukeln und das bringen wir prima fertig, das ist wahr, das liegt auch in unserer Natur, aber wir können unserem Gott nichts vormachen, seine Augen sind wie Röntgenstrahlen, die hinein leuchten.

Ich habe dieser Tage in unserem Hauskreis gehört von einem Verwandten einer Frau, die da teilnimmt, ihr Vetter ist geröntgt worden, und da hat man an der Spitze, an der Lungenspitze, einen Tumor festgestellt. Der Mann war kerngesund bisher, und sagte zu seiner Frau: Jetzt melde ich mich halt auch einmal krank wie die anderen und geh auch einmal zum Arzt, und wusste gar nicht, dass er eine so böse Krankheit hat. Nur die Röntgenstrahlen haben es aufgedeckt. Wenn die Röntgenstrahlen des Wortes Gotte hineinleuchten in dein Leben, dann ist alles offenbar. Dann wird der ganze Schmutz und das Unrecht, das auch in deinem Herzen ist, aufgedeckt. Das hat auch der David erlebt und



darum sagt er in Vers 4 hier: Du kennst sogar meine Gedanken von ferne, wussten Sie das nicht, dass Gott auch um Ihre Gedanken weiß? Das hat Jakob erlebt, als er meinte, er könne durch die Flucht vor dem Bruder auch vor Gott fliehen, dass der ihn einholt. Und das hat der Prophet Jona in bitterer Weise erleben müssen, als er in entgegengesetzter Richtung abhauen wollte. Mitten auf dem Meer hat ihn Gott eingeholt und nach Ninive gebracht. Wir kennen diesen Bericht. Du kannst vor Gott gar nicht fliehen, auch wenn du sagen wolltest, ach was, jetzt stürz ich mich hinein ins Vergessen und ins Vergnügen, das tun ja viele in dieser Zeit, Schwamm drüber, jetzt soll die alte Geschichte einfach ausgelöscht sein. Oder man taucht unter in der Vermassung und glaubt, so könne man auch seiner Schuld entfliehen, aber Gott holt dich ein. Eine Frau sagte mir, jetzt nehme ich mir das Leben, dann habe ich meine Ruh. Ich musste ihr sagen: Sie täuschen sich schwer, Sie können Gott nicht entfliehen, auch nicht durch den Selbstmord, er wird Sie einholen. Und stiege ich hinein ins Totenreich, da ist er ja auch vorhanden, dieser lebendige Gott. Oder willst du untertauchen in einer Frömmigkeit, die du dir anlegst und willst du es machen wie jene Frau. Sie war sehr geachtet in der Gemeinde. Wo irgendwo Not war, da war sie da und sie hat kräftig mitgearbeitet, wie die sich eingesetzt hat, aber als es zum Sterben ging, da wurde es offenbar, sie hatte ein Kind umgebracht und sie wollte in dieser Frömmigkeit ihrem Gott entfliehen, aber sie hat's erfahren müssen, man kann auch darin Gott nicht entfliehen. Er hat sie eingeholt, spätestens beim Schritt aus der Zeit in die Ewigkeit musst du es merken, er holt mich ein. Ich sagte schon, wir haben gestern Geschwister bei uns gehabt aus der DDR, morgen früh fahren sie wieder zurück, und mir ist auch jener Bericht eingefallen, da stand ein Angeklagter vor dem Richtertisch, um einer bestimmten Sache willen war er angeklagt, er hat es abgestritten, da hätte er nichts mit zu tun und auf einmal ging das Licht aus. Und auf einmal ging hinter dem Richtertisch ein Vorhang auf und dann begann ein Film. Und da schrie der Angeklagte plötzlich: Das bin ja ich. Und da wurde die Szene, um derentwillen er angeklagt war, im Film gezeigt. Da wurde durch eine verborgene Kamera die ganze Geschichte festgehalten, er hatte keine Ahnung davon. Und nun musste er das sehen, das bin ja ich, meine Freunde, wenn einmal in der Ewigkeit der Film unserer Lebens an uns vorüber geht, dann haben wir begriffen, man kann Gott nicht entfliehen. Aber dann ist es reichlich spät. Willst du das nicht heute begreifen, man kann Gott nicht entfliehen.

Und damit das andere, was uns hier gesagt wird: Haben wir Zuflucht bei Gott?

Im vergangenen Frühjahr waren es 31 Jahre, ich hatte damals eine Jungmänner-Freizeit über Ostern mit dem alten Bruder Schäfer in Wiesensteig in der

Skihütte. Ich werde das nie vergessen und wenn wir da hoch fahren am Al-  
baufstieg bei Wiesensteig, dann geht mein Blick immer hinüber zu dem Tal, wo  
die Skihütte liegt. Das war jenes Ostern, das so eingeschneit wurde und eine  
Kältewelle kam und damals ist das schreckliche Unglück geschehen am Dach-  
stein. Die Älteren wissen's wohl noch, wie diese Heilbronner Schüler da umge-  
kommen sind. Man hat sie gewarnt in der Hütte: „Steigt nicht auf, es ist  
Schneefall gemeldet!“ Aber sie wollten weiter: „Jetzt sind wir schon hier!“ Und  
sie hatten auch gar keine rechte Bergausrüstung, sie wollten zu einer bestimm-  
ten Hütte aufsteigen. Und dann kam das schreckliche Unwetter und sie wurden  
buchstäblich eingeschneit und kamen nicht mehr vorwärts im hohen Schnee.  
Man hat festgestellt, dass die rettende Hütte gar nicht weit von ihnen entfernt  
war, wo man sie dann erfroren gefunden hat samt den Lehrern und der Lehre-  
rin. Und ich habe mir vorgestellt, wie mag's diesen jungen Leuten zumute ge-  
wesen sein, als sie gemerkt haben, wir kommen nicht weiter, wir sind einge-  
schneit, wir müssen hier elend umkommen. Wie mögen sie sich nach der ber-  
genden Hütte gesehnt haben, die vielleicht gar nicht weit von ihnen lag oder in  
der sie aufgebrochen waren, wo man sie gewarnt hat. Dort wäre Schutz, dort  
wäre Rettung. So irrt der Mensch ohne Gott heimatlos und hoffnungslos dahin  
ohne Schutz, ohne Rettung. Aber nun da hinein, meine Brüder und Schwes-  
tern, die froh machende Botschaft: Gott hat einen Weg gebahnt, Mensch, wenn  
da jemand käme und würde uns den Weg bahnen, zu diesem Bergungsort, so  
dachten sie wohl dort am Dachstein, Gott hat den Weg gebahnt für dich und für  
mich. Und hier sieht der Beter gleichsam seinem Gott ins Herz hinein, wenn er  
in Vers 6 sagt: Diese Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch. Ich kann sie  
gar nicht begreifen. Dass du mich so bergend umgibst, so für mich sorgst, der  
ich's gar nicht wert bin. Diese Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch, ich  
kann sie nicht begreifen. Ich merke, du hast Gedanken des Friedens mit mir  
und nicht des Leides. Und mein Bruder und meine Schwester, ich darf's dir  
heute Nachmittag sagen, ich weiß nicht, was du für eine Führung hast, ich  
weiß nicht, in welche Tiefen es bei dir gegangen ist, ich weiß nicht, was in dei-  
ner Familie gelitten wird, aber das weiß ich, dass Gott auch für dich den Ber-  
gungsort bereitet hat. Er hat die Bahn freigemacht zu deiner Rettung. Denn  
auch über deinem Leben hat Gott Gedanken des Friedens und Gedanken der  
Errettung. Gott schafft schon im Alten Testament die Möglichkeit der Versöh-  
nung, heraus aus dem Wust der Sünde. Sie wissen das und der David hat es  
erfahren dürfen an sich selber durch den Hohepriester, der für das Volk das  
Versöhnungsoffer darbrachte in der Stiftshütte zunächst und später im Tem-  
pel. Da musste ein Opfertier geschlachtet werden, Leben gegen Leben. Ich  
habe mir oft überlegt, warum muss da Blut fließen, nun, das war die Erkenntnis

damals, im Blut liegt das Leben. Ein ausgebluteter Körper ist tot, das wissen Sie doch und ich habe vor Gott mein Leben verwirkt, also Leben gegen Leben, das Tierblut musste versöhnen. Nun dürfen wir sagen, Gott sei Lob und Dank, dass wir nicht mehr auf der Stufe des Alten Testaments stehen, sondern dass wir um einen anderen Hohepriester wissen, der nicht für sich selber und für seine Sünde zuerst das Sühneopfer darbringen musste, sondern der sich selber dargebracht hat. Der nicht Lammes- oder Bocksblut oder Taubenblut über den Altar sprengen muss, sondern der sein eigenes Blut vergossen hat. Wie es auch der Apostel Paulus im 2. Korintherbrief sagt: Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünde nicht zu. Oder in Hebräer 9,14 lesen wir: Wie viel mehr wird das Blut Christi, der sich selbst als ein Opfer ohne Fehl durch den ewigen Geist Gott dargebracht hat, unser Gewissen reinigen von den toten Werken zu denen dem lebendigen Gott. Meine Brüder und Schwestern, das ist Golgatha. Das ist der Bergungsort auch für dich. Komm zum Kreuz mit allem, was dich belastet und bewegt, komm zum Kreuz mit deinen Lasten, müder Pilger du. Wenn jetzt schon eine Gruppe mit dem Georg Terner auf der Hallig Hooge ist, dann werden sie heute Vormittag in der Halligkirche gesessen haben, nehm ich an, wir wollen's auch tun, wenn wir in wenigen Wochen mit unserer Familienfreizeit wieder dort sind. Es ist eine wunderbare Kirche, diese Halligkirche, übrigens, alles was man da drin sieht, ist angefahren von einer früheren Hallig, die untergegangen ist von einem ganzen Dorf in einer Sturmflutnacht, wo bloß noch die Kirche gestanden hat. Die wurde abgebaut und die haben die Hooger auf ihre Hallig gebracht und da wurde sie neu aufgebaut. Auch die Bänke, in denen man sitzt. Aber da hängt an der linken Wand ein Gemälde, es ist kein großes Kunstwerk, aber da sehen Sie einen Pelikan und die Legende sagt von dem Pelikan, wenn die Jungen am Verdursten sind, bei einem so heißen Wetter, die wir es jetzt hinter uns haben, dann öffnet sich die Pelikanmutter mit dem Schnabel die Brust und ihr Herzblut fließt und die Jungen trinken das Blut der Mutter, die Mutter stirbt, die Jungen leben. Das ist auf diesem Bild festgehalten und damit wollte gesagt werden, der Hohepriester Jesus stirbt für mich aus Liebe für meine Schuld. Das wusste David noch nicht, das konnte er nur von ferne ahnen. Hier sind wir unsagbar reich, meine Brüder und Schwestern, er opfert sich für mich, sein Blut fließt für mich, da kann ich bloß noch sagen, ich blicke voll Beugung und Staunen hinein in das Meer seiner Gnad und lausche der Botschaft des Friedens, die er mir verkündigt hat. Sein Kreuz bedeckt meine Schuld, sein Blut macht hell mich und rein, mein Wille gehört meinem Gott, ich traue auf Jesus allein. Wer das im Glauben ergreift, dieses Versöhnungsoffer Jesu, für mich geschehen an seinem Kreuz, meine Brüder und Schwestern, der hat diese

ganze Geborgenheit, ich weiß für Sie keinen anderen Weg, kommen Sie doch zum Kreuz und erleben Sie es selber, es sind keine Theorien, es ist erfahrbar, es ist wunderbar. Und wer das erfahren hat, der freut sich auch, dass das Auge Gottes über seinem Leben ruht. Dem ist der Gedanke nicht schrecklich, sondern der wird darüber dankbar wie es der Psalmist in Psalm 73 sagt: Du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich endlich mit Ehren an. Gott sei Lob und Dank, du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich endlich mit Ehren an. Und wie schnell das gehen kann, dass man aus der Zeit in die Ewigkeit kommt, das ist mir dieser Tage wieder deutlich geworden, als ich am Donnerstag hinter dem Sarg eines Mannes ging, der von einem Augenblick zum andern aus dem Leben in den Tod gegangen ist. Wie schnell kann dieser Schritt geschehen. Du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich endlich mit Ehren an. Von allen Seiten umgibst du mich, sagt hier der David, und hältst deine Hand über mir und das ist der Zusammenhang jetzt: Solche Erkenntnis ist mir zu wunderbar, ich kann sie nicht begreifen. Da wird das Herz einfach froh drüber, ich habe einen Bergungsort, da bin ich geborgen bei meinem Herrn. Er hat mich erlöst, er hat mich freigemacht, er hat mir den Weg gebahnt, er, der gesagt hat, ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater denn durch mich. Wir hatten vor etwa vier Wochen in der Gemeinde einen Todesfall, ein 18-jähriger junger Abiturient, ist an Leukämie gestorben, in Tübingen drüben. Man hat ihn zunächst entlassen als unheilbar, er wusste alles und er sagte zu seinen Freunden, die ihn besucht haben vor seinem Sterben: Ja ich weiß, dass ich nicht mehr lang zu leben habe, aber ich weiß auch, dass ich in Jesus den Bergungsort habe. Und mit dieser Gewissheit ist er mit 18 Jahren in die Ewigkeit gegangen. Ich weiß, dass ich in Jesus den Bergungsort habe. Ich möchte dich fragen, weißt du das auch? Nimm ihn doch an als deinen Herrn, als deinen Retter. Der Weg ist gebahnt, ich sag es dir, wer ihn geht, der hat Zuflucht bei Gott. Sind wir auf der Flucht vor Gott, das war die Frage. Nein, ich muss anders fragen. Bist du noch auf der Flucht vor Gott? Oder hast du Zuflucht bei Gott? Dann hast du Geborgenheit, dann kannst du mit dem Psalmisten sprechen und so heißt es am Schluss hier: Erforsche mich Gott und erfahre mein Herz, prüfe mich und erfahre, wie ich's meine und siehe, ob ich auf bösem Wege bin und leite mich auf ewigem Wege.

Herr Jesus, wir danken dir für dein Wort, wir danken dir, dass dieses Wort unerbittlich aufdeckt, uns unseren Zustand zeigt, wie es aussieht mit uns vor dir und vor deinem Angesicht. Amen.

*Auswahl und Redaktion: Günter Nusser*

*Predigt im Trauergottesdienst am 30.12.2013 in Röttenberg*

Karl hat schriftlich festgelegt, dass bei seiner Beerdigung sein Denkspruch die Textgrundlage sein soll. Jeremia 17, Verse 7 und 8: „Gesegnet ist der Mann, der sich auf den Herrn verlässt und dessen Zuversicht der Herr ist. Der ist wie ein Baum, am Wasser gepflanzt, der seine Wurzeln zum Bach hinstreckt. Denn obgleich die Hitze kommt, fürchtet er sich doch nicht, sondern seine Blätter bleiben grün; und er sorgt sich nicht, wenn ein dürres Jahr kommt, sondern bringt ohne Aufhören Früchte.“

Liebe Irmgard, liebe indische Ramsayer-Kinder, liebe Angehörige, liebe Gemeinde!

So spricht der Herr: „Gesegnet ist der Mann!“ Das ist nicht eine Wunschvorstellung, sondern so spricht Jahwe, wie Gott das Leben von uns Menschen geschaffen und gemeint hat. Als ein Leben unter seinem Segen, unter Gottes Segen. Segen das ist schon in 1. Mose 1: „und Gott segnete sie, seid fruchtbar, mehret euch, füllet die Erde, machet sie euch untertan“. Segen Gottes, das heißt Wachstum und Fülle – wie ein Leben wächst, wie ein Leben aufblüht und sich entfaltet. Wir reden ja auch, und das kann man bei Karl so direkt sagen, von einem gesegneten Alter mit 93 Jahren. „Wie ein Baum“ – ein herrliches Bild, für das Leben eines Menschen. Wir haben es gehört mit den eigenen Worten von Karl und Irmgard, der Dorfbub, der Schuhmachergeselle, der Küster im Krieg, der Diakon, der Landesjugendwart, der Evangelist, der Pfarrer in Röttenberg, der Gründer einer indischen Missionsarbeit. Wie ein Baum der sich entfaltet, das ist Segen Gottes. Dass wir danken, ganz bewusst danken heute, für das Leben von Karl Ramsayer. Und uns zugleich auch ganz persönlich fragen: Wie ist das in meinem Leben? Bin ich ein Baum, der sich entfaltet? Wo immer wieder Zweige dazu kommen? Ein Baum dessen Blätter grün bleiben? Ein Baum, der Frucht bringt? Oder geht's mit mir wie in der Natur, ein Baum der abstirbt, der dürr wird? Ich will den Segen Gottes, dass es wächst und sich entfaltet, für mein Leben erbitten. Er drängt ihn nicht auf. Ich darf ganz kindlich kommen und ihm sagen: Sei du der Herr in meinem Leben! Und so entfaltet sich Leben, dein und mein Leben.

Segen, das heißt auch zur Ruhe bringen. Zur Ruhe bringen, ja auch Christen sterben. Wenn die Hitze kommt, so heißt es hier. Oder in Psalm 103,15-16: Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, wie eine Blume und dann kommt der

heiße Wüstenwind und dann ist sie nicht mehr da, und ihre Stätte kennt man nicht mehr. So geht es mit uns Menschen. Wir haben es gebetet mit David: „ob ich auch wanderte im finsternen Tal“ – die Todesschatten, die hereindrängen. Irmgard, wir wollen auch ganz bewusst danken, wie Jesus es gnädig gemacht hat, mit dieser Hitze. Nicht lange Zeit, sondern diese eine Nacht, die dann noch vom Wort Gottes überstrahlt war. Dass er so gnädig heimgehen durfte – als du es mir erzählt hast, habe ich gedacht: wie recht haben doch unsere Alten, wenn sie immer und immer wieder gebetet haben: „Mein Gott ich bitt durch Christi Blut, mach's nur mit meinem Ende gut.“ Zur Ruhe bringen. Wir Christen gehen auf diese Ruhe zu. Es ist eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes dort in der Ewigkeit. In dieser Zuversicht leben und sterben wir. Unter Gottes Segen, in Jesu Fürsorge. Der Herr ist meine Zuversicht, das heißt eigentlich „auf ein Fundament bauen“. So wie es Paulus bekennt: „Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist.“ Das Jahreslos, das Karl am Anfang dieses Jahres gezogen hat für sich heißt: „Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.“ Das ist das Fundament! Christlicher Glaube ist nicht ein Nachsagen von wahren Sätzen, sondern christlicher Glaube ist lebendige Jesusbegegnung und Jesusgemeinschaft. Das ist die Zuversicht. Zuversicht bedeutet auch „sorglos sein“ bei dem, was uns beschwert, was den Schlaf raubt, was uns umtreibt. In Zuversicht leben, bei Jesus geborgen sein. So heißt es in Psalm 4,9: „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden.“ Im Hebräischen viel kürzer: Ich lege mich hin und schlafe ein. Punkt. Wer kann das schon sagen? Ich lege mich hin und schlafe ein, ich bin geborgen in ihm. Sorglos leben, das heißt nicht verantwortungslos leben, sondern das heißt ihm zu vertrauen. Du bist meine Zuversicht. „Ihn, ihn lass tun und walten, er ist ein weiser Fürst und wird sich so verhalten, dass du dich wundern wirst, wenn er, wie ihm gebühret, mit wunderbarem Rat das Werk hinausgeführt, das dich bekümmert hat.“ Wie oft hat das Karl auch in seinem Dienst erlebt und erfahren. Und er beschreibt es ja in dem Büchlein, welche Sorgen auch mit der Arbeit verbunden waren; auf den Freizeiten und wie Jesus eingegriffen hat. In Jesu Fürsorge – du bist meine Zuversicht.

Das meint auch „ich bin ein Gehaltener“. Gerade auch im Versagen und der Schuld. Wir beerdigen mit Karl Ramsayer nicht einen Glaubenshelden, sondern wir beerdigen einen begnadigten Sünder. Das ist das Entscheidende. Wir sind gehaltene Leute, das ist das Zentrum der ganzen Bibel. Das ist das Evangelium: Jesus nimmt die Sünder an! Das bezeugen wir. Es geht eben nicht so wie in vielen anderen Religionen: da wird am Schluss eines Lebens im Himmel zusammengerechnet je nach dem, welche Guttaten oder Schlechtigkeiten da

sind. Nein, wir kommen in den Himmel, wir kommen zu Jesus als begnadigte Sünder. „Hier kommt ein armer Sünder her, der gern ums Lösgeld selig wär.“ Und dieses Lösegeld das ist sein Kreuz.

Unter Gottes Segen, in Jesu Fürsorge, in der Kraft des Heiligen Geistes. Der ist wie ein Baum, der seine Wurzel hinstreckt zum Wasser. Die Wurzel, die gelehrt werden, an jede Pflanze einzeln geleitet, an jeden Baum. Jedes Bibelwort ist so ein Hinleiten an diese Wasserbäche. In Israel gibt ja diese sogenannte Tröpfchenbewässerung, da sind auf den Plantagen die feinen Rohre verlegt und an jeder Pflanze ein kleines Loch in dem Rohr, und da tropft das Wasser, wird nichts vergeudet. So bist du angeschlossen an das Wasser des Lebens. Der Herr hat für dich solch ein Wassertropfenloch gemacht. Und so wachsen wir. Dieses Wort gibt Kraft, so wirkt Gottes Geist an uns. Es gibt kein Entfalten, kein Wachstum ohne die Bibel. Dieses Wort aus Jeremia 17 führt uns das vor Augen. So will es Gott in deinem Leben wirken und geben, den Segen, dass du nicht verwelkst, dass die Blätter grün bleiben. Er will unser Leben aufblühen lassen, zur Blüte und zur Frucht bringen. Deshalb sagen wir, wie wir es vorher getan haben, ganz bewusst, auf dem Friedhof, am Ort der Toten das Lebenswort. Im Grund halten wir jetzt keine Trauerfeier, sondern eine Lobfeier, was Gott aus Menschen machen kann und machen will: und seine Blätter bleiben grün!

Und jetzt sehen wir auf das letzte Buch der Bibel. Diese Bäume die am Strom des Lebens stehen, der vom Thron Gottes und des Lammes ausgeht, da wird genau das gleiche gesagt. Dort ist unser Ziel, dorthin sind wir unterwegs, das ist das größte Wort. „Wer an mich glaubt, der wird leben auch wenn er stirbt.“ Das ist das Ziel bei Jesus zu sein. Er – die Begegnung mit ihm, die Gemeinschaft mit ihm, die Vollendung mit ihm, die Herrlichkeit mit ihm. Wie heißt es? „Wenn nach der Erde Leid, Arbeit und Pein, ich in die goldenen Gassen zieh ein, dann wird das Schau’n meines Heilands allein, Grund meiner Freude und Anbetung sein. Das wird allein, Herrlichkeit sein, wenn frei von weh, ich sein Angesicht seh‘.“ Wir wollen diesen Vers einfach zusammen singen. Amen.





Karl und Irmgard Ramsayer mit Gästen aus Indien sowie Ernst und Ruth Förster  
beim Nethanja-Freundestag am 7. Juli 2013 in Walddorfhäslach

Herausgegeben von „**Kinderheim Nethanja Narsapur – Christliche Mission Indien e.V.**“  
Geschäftsstelle: Albrechtstraße 12, 71093 Weil im Schönbuch; Redaktion: Jutta & Dr. Ekkehard Graf